erm.
26
13

P. o. germ. Strauß
1426 sa/3.

E. Dilion. 1820

1. u. 2. Bd. ch. ad 00

Glockentöne.

Erinnerungen

aus dem

Leben eines jungen Geistlichen

von

Friedr. Strauß.

Drittes Bändchen.

1819.

Bei Heinr. Büschler in Elberfeld.

B. n. 1259

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Eine freundliche Aufnahme muß um so dankbarer anerkannt werden, je mehr Nachsicht dabey geübt worden. Dem ersten und zweyten Bändchen der Glockentöne ist der Weg zu manchem Herzen gebahnt, das ihre leisen, oft zitternden Umrisse durch den eignen Reichthum ausfüllen konnte. Ich weiß es, wer es ist, der ihnen den Weg gebahnt und bethe Ihn an, der zuweilen

das Geringe und Mangelhafte wählt, daß Er es segne.

Habt aber auch Ihr Dank, Ihr lieben, verwandten Seelen, für die schonende Güte, womit Ihr bisher diesen Glockentönen Euer Ohr zugewandt. Laßt Euch nun gleichfalls die gegenwärtigen gefallen. Wenn sie Euch veranlassen können, den Propheten, mächtig von Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk, von dem sie zeugen, selbst zu hören, so werdet Ihr bessere und höhere Töne vernehmen.

Wie ich versprochen, folgen jetzt einige Mittheilungen, welche das Wesentliche des Christenthums näher angehen. Die-

jenigen Leser, welche von den frühern eigentlich gesucht worden, werden auch wohl von diesen gefunden werden. Ich weiß freylich, daß gegen den Mittelpunkt hin die Kreise immer enger sind. Auch bekenne ich gern, daß ich um so mehr die Gebrechen der Darstellung fühle, je höher ihr Gegenstand wird. Aber es bleibt doch ewig wahr, daß erst das innere Wesen den Formen Halt und Werth gibt.

seligen Lehre, welche von den früheren eigentlich gesucht worden, werden aber nicht von diesen gefunden werden. Ich weiß freilich, daß gegen den Mittelpunkt hin die Kreise immer enger sind. Auch bekenne ich gern, daß ich nur so mehr die Schwächen der Darstellung fühle, je besser ihr Gegenstand wird. Aber es bleibt doch ewig wahr, daß erst das innere Wesen den Formen Halt und Werth gibt.

Inhalt.

1. Der Geburtstag.

2. Der Ostermorgen.

3. Das Himmelfahrtsfest.

4. Die Pfingsten.

5. Die Michaelisfeyer.

6. Der Thomastag.

7. Die Einweihung zum Amte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1.

Der Geburtstag.

Wenn die ersten lauen Lüfte über das Erdreich hauchen und die frühesten Blumen des Jahres sich zeigen, im Aufgange des Lenzes: dann erscheint auch alljährlich meinem Pfarrhause ein theures Fest. Es ist der Geburtstag der Pfarrfrau. Das ganze Haus sieht ihn als den gewissesten Bothen des Frühlings, als den festlichen Eingang in eine wärmere, hellere Zeit und als das häusliche Freudenthor an, das wir aus der

Ferne schon sich erheben sehen, und durch dessen Bogen wir in die Tage des Sommers ziehen.

In einer Familie kann eigentlich nur der Geburtstag der Hausmutter, als ein großes Fest begangen werden. Dem Hausvater kommt eigentlich erst, wenn er ein Greis ist, die äußere Haltung, die ein solches Fest von seinem Gegenstande fordert, und dem Kinde fehlt die Betrachtung, ohne welche eine solche Feyer nicht möglich ist. Bey der Hausmutter vereinigt sich beydes und sie ist überdieß der Mittelpunkt des häuslichen Lebens. In ihr wohnt die ganze Wärme, die dasselbe beseelt; sie ist die Bewahrerin aller lichten Farben und aller milden Töne, die dasselbe verherrlichen; und man könnte sagen, wie ihr Geburtsfest begangen wird, so werden alle anderen häuslichen Feste begangen. Wie schön ist es deßhalb, wenn ihr Geburtsfest in eine Zeit des Jahres fällt, die alles belebt und erhebet! Sie ist ja in manchem Sinne der innere Frühling des Hauses, der selbst

im Alter noch bleibt; wie lieblich deutet dann die Zeit ihres Geburtsfestes seinen Inhalt an! Eine Frau, die mit den Blumen geboren, erklärt ihrem Manne schon in diesem Umstande, woher es komme, daß erst bey ihrem Erscheinen die harte Erdrinde seines Herzens aufthauete vor dem mildern Frühlingshauche ihres Sinnes.

Uebrigens ist es eine eigene Sache mit solchen Festen, deren nächster Gegenstand ein Mensch ist. Es setzt bey dem, welchem zu Liebe es begangen wird, eine Demuth und bey denen, welche es ihm zu Liebe begehen, eine heilige Scheu voraus, die beyde angetroffen werden müssen, wenn nicht ein arger Fehlgriff mit unterlaufen soll. Gefeyert werden darf nur das Göttliche, und es wird oft schwer dieses festzuhalten, wenn es uns in einer bestimmten menschlichen Person erscheint. Unter den Männern habe ich selten einen gesehen, der an solchen Tagen die Würde der Demuth gezeigt habe, die alsdann nicht zu erlassen ist. Aber bey Frauen sieht man

oft jene Zucht des Geistes, jene Keuschheit des Selbstbewußtseyns, jenes geheimnißvolle Schweigen über sich selbst und jene angeborne Selbstverleugnung, in der sie das von Natur zu haben scheinen; was uns erst durch Gnade wird und nach langen, schweren Führungen.

Von diesem Standpunkte aus versuche ich, Euch von dem Geburtsfeste der Pfarrfrau zu erzählen, und wenn ich nur das Geringere in Worte zu bringen vermag, so wünsche ich jedem Leser die Erfahrung, daß wie nichts leichter ist, als ein solches Fest der dankbaren Liebe zu feyern, so nichts schwerer ist, als von ihm zu erzählen.

Wie die Pfarrfrau den Tag in der Stille für sich gefeyert, ehe sie der Feyer des Hauses sich hingab, das habe ich wohl errathen können, aber sie hat sich nicht darüber geäußert. Ueber dieser stillsten, geheimsten Feyer vor Gott liegt billig für jedes fremde menschliche Auge ein Schleier. In der Natur beginnt jeder neue Abschnitt der

Zeit in äußrer Ruhe und verschwiegener Stille, um anzuzeigen, daß das neue Leben nur aus der Tiefe heraufkommen kann. Die Mühe und Freude des Tages verstummt; alles ruht in tiefem Schlafe; Dunkelheit bedeckt die Erde; und nun wird in geheimnißreicher Mitternacht der neue Tag geboren. Der Schoß der Erde hat im Herbste seine Fruchtbarkeit erschöpft; der öde Winter verhüllt seine Oberfläche; Nacht und Kälte nehmen überhand; die Erde wendet sich gleichsam in sich selbst zurück und nun wird in diesen dunkeln, kalten Winter-Tagen das neue Jahr geboren. Unsere Seele bedarf in ihrem geistigen Leben gleichfalls der neuen Abschnitte, und sollte es bey ihnen anders seyn, als in der Natur? Sie treten jedes Mahl ein, wenn unser Geist einen neuen Zufluß bekommt aus der Fülle, aus der wir nehmen Gnade um Gnade, und billig sollte ein neues Jahr unsers Lebens nach irdischer Rechnung auch ein neues Jahr in unserm geistlichen Leben mit sich bringen. Das ist eigentlich die Bedeutung der Feyer, und der

innere Grund, warum sie angestellt wird. Aber jenes Bedürfniß der Erneuerung und Stärkung, das unser Gemüth am Ende eines vergangenen Jahres fühlt, und jenes selige Empfangen neuer Kraft und neuen Muthes, womit wir das folgende Jahr beginnen, weisen auf die Nähe dessen hin, der nur in der stillen, heiligen Einkehr der Seele vernommen wird. Die Augenblicke, in denen diese Einkehr Statt findet, machen die eigentliche Feyer aus, von der alle Weihe des äußern Festes herkommen muß, wenn sie mehr als leeres Gepränge und sinnliche Ergötzlichkeit seyn soll. Aber eben deßhalb sind sie verschwiegene Augenblicke, über die man nicht spricht und von denen man nicht erzählt.

Wie das Haus indeß den Tag äußerlich feyerte, davon wäre mehr zu erzählen, und manches davon zu sagen, wie nicht bloß die Verwandten, sondern auch das Gesinde und selbst einige uns besonders nahen Glieder der Gemeinde daran Theil nehmen. Aber wenn der, dessen Ge-

burtstag begangen wird, von sich selbst schweigt, müssen dann nicht auch die, welche ihn begehen, von dem schweigen, was ihre Liebe thut? Doch es gibt ein Mittleres, was nicht rein äußerlich, und nicht rein innerlich ist, sondern beydes zugleich und davon mag man erzählen. Ohne unheilig Hand an das Geweihete zu legen und ohne sich an das Gemeine zu verlieren, wünschen unsere Mittheilungen auf dieser feinen Mittellinie hinzugehen, um hinlänglich das Eigenthümliche zu offenbaren, so doch, daß sie nicht anmaßend seyen, und um das gleichgestimmte Gemüth zu berühren, so doch, daß sie nicht zu allgemein werden.

Der Morgen des Festtages war mehr unter stiller Sammlung, einzelnen leisen Andeutungen und innigen Grüßen vergangen und erst der Mittag schien ein größeres, allgemeineres Fest herbeyzuführen, an dem alle Hausgenossen, jeder nach seiner Weise, Theil nahmen. Aber die Frühlingssonne schien so mild und lieblich in die

häusliche Wohnstube, daß wir bald aufbrachen, den Tag auch im freyen Sonnenschein zu feyern. Wir besuchten die nächsten Hügel und Gründe. Ein häusliches Fest soll sich nicht auf die Wohnung beschränken, denn auch die umgebende Natur gehört zum Hause. Doch ich hatte noch einen andern Zweck. Ich suchte und fand das erste Veilchen des Jahrs. Das ist die Blume der Demuth, denn verborgen und unscheinbar blüht sie im Thale, aber ihr feiner, zarter Duft verkündigt ihr Daseyn. Sie trägt die Farbe des Glaubens und der Treue, die zwar auf Erden nicht grell hervorsticht, aber in die sich der Himmel kleidet. Ich überreichte diesen Erstling des Frühlings der, welcher es in so vieler Hinsicht gebührte. Die Augenblicke, in denen solche kleine, aber durch ihren Sinn bedeutende Darbringungen im Anfange des Lenzes geschehen, üben eine wunderbare Gewalt über die Eheleute aus. Sie versetzen sie über ein Paar Jahre, welche dazwischen liegen, zurück in die Tage eines höhern

Suchens und Findens, eines herrlicheren Gebens und Annehmens.

Mit diesen Erinnerungen geht eine ganze Welt dem Gemüthe auf, die äußerlich wohl untergehen konnte, allein dem Herzen immer wieder aufgeht. Vielerley kam aus ihr wieder empor und trat in seiner ersten frischen jugendlichen Gestalt vor unsre Seele. Der Hintergrund war nur lichter und blauer geworden und aus dem Vordergrunde trat nichts Hinderndes dazwischen, aber viel, das ein neues Licht auf diese Gestalten warf. In jeder Rücksicht war uns der Frühling gekommen, als ich die Pfarrfrau heimführte.

Auf der Hausflur trat uns ein feyerlicher Mann mit silbernem Haare entgegen. Es war der alte Nachbar, der die Pfarrerin als Kind noch auf dem Arme getragen, und seit Jahren, an diesem Festtage zu erscheinen, nie vergessen hat. Nicht bloß das Alter hat ihm die Haare gebleicht, sondern auch das Unglück. Darum lebt er von der Liebe anderer, aber nicht von

Wohlthaten. Er erscheint immer mit einem Segenswunsche, und man fühlt, er ist der Gebende und wir sind die Empfangenden. Er nimmt nichts als von Menschen; man sieht es ihm an, er nimmt von seinem himmlischen Vater durch die Hand der Menschen, und wenn er dankt, was mit unbeschreiblicher Demuth geschieht, so ist es klar, er gibt nicht seinen menschlichen Dank, sondern er verheißt den Lohn der Gnade, der nicht verdient ist. Man möchte das Haupt entblößen, wenn er es nun bedeckt, und ihm sich verbunden achten, daß er nicht verschmäht, was wir bittend reichen. „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi." sagte er dieß Mahl und als er Amen sprach, fiel die Pfarrfrau ein und beyde sprachen es zusammen. Als ich Euch auf meinen Armen trug, Frau Pfarrerin, fuhr er fort, und Ihr ein so liebes, freundliches und bescheidenes Mägdlein waret, habe ich des Spruches mich oft über Euch gefreut: als ich jetzt in

das Haus trat, fiel er mir wieder ein. Ich stand ja an den Stellen, wo ich so oft mit Euch gespielt und dieses Wortes froh geworden. Darum kann ich jetzt nichts anders wünschen und erbitten, und die Erfüllung liegt auch schon darin. Wir bathen ihn den Abend mit uns zuzubringen; allein es schien, er könne nur segnen und müsse, wenn sein Amt gethan, so fort von dannen gehn. Nicht um zu arbeiten, denn heute war ein Festtag, sondern um den letzten Unterredungen der Pfarrfrau und des Greises nicht gegenwärtig zu seyn, ging ich auf meine Bücherstube. Sie folgte mir nicht lange hernach.

Es war gerade heute ein Samstag, wie auch damahls, als die Pfarrfrau geboren ward. Der alte Andreas, als er noch in seiner irdischen Brust das Heimweh trug, das ihm nun aus der triumphierenden genommen, pflegte wenn von seinem Geburtstage die Rede war, zu sagen, daß er ihn nur alle fünf oder sechs Jahre feyere. Nur dann sey der rechte Geburtstag, wenn der

jährliche Tag mit dem Wochentage zusammen falle. Er meinte, wer am Sonntage geboren, könne ihn unmöglich am Mittwoch feyern, und umgekehrt. So kirchlich war der selige Greis, daß er nur nach Wochen und Feyertagen zählte und fast möchte ich sagen, so prophetisch, daß er keine Jahre, sondern im großen Style Jahrwochen gelten ließ für das schöne Fest unsers Daseyns. Es liegt viel Wahres in seiner Aeußerung. Der menschliche Körper erneuert sich auch erst nach einer solchen Reihe von Jahren. Darum freuten wir uns insbesondere des dießjährigen Geburtsfestes, wenn wir bedachten, daß auch der selige Andreas es würde gelten lassen. Der alte feyerliche Nachbar hatte uns an ihn lebendig erinnert. Der Besuch des lebenden und die Erinnerung an den vollendeten Greis gaben unsrer Stimmung eine irdische Weihe, denn einem häuslichen Leben, zu dem keine Greise gehören, fehlt der höhere Ernst, wie dem, zu welchem keine Kinder gehören, die höhere Heiterkeit fehlt.

Indeß nicht bloß des alten Andreas Aeußerung, sondern was heute im ganzen Hause als Tagesgeschäft der Feyer zur Seite ging, führte uns darauf, wie wir es als eine besondere Gunst anzusehen haben, daß der Pfarrfrau Geburtstag auf einen Samstag gefallen. Nur in einem Pfarrhause erscheint der Samstag, sonst der geringste unter allen Wochentagen, in seiner kirchlichen Herrlichkeit. Indeß der Pfarrer unter den Vätern der Kirche auf seiner Bücherstube sitzt und aus Gottes Wort hervorlangt, was er morgen der Gemeinde vortragen will, und sein Geistesohr an den Mund jener ehrwürdigen Diener des Wortes legt, ob durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nicht ein Laut ihres Geistes zu ihm herüber wehen wolle, geht die Pfarrfrau leise und sorgend durchs Haus, ordnet bald die Rüstungen auf den Tag des Herrn an und empfiehlt den Kindern und dem Gesinde möglichste Stille, und steht bald den vielen Gemeinsgliedern im Namen des Pfarrers Rede, die irgend in frohen oder traurigen Um-

ständen, für Hochzeit und Kindtaufe, oder für Krankenbesuch und Beerdigung den Dienst der Kirche suchen. Dann geht sie auch wohl still und kaum bemerkbar durch des sinnenden Pfarrers Stube, um für ihn insbesondere Eins und das Andere zu beschicken. Ach, könnte ihr liebend Auge wohl auf den, nur in solchen Stunden ihr schweigenden Mann, blicken, ohne alsbald gen Himmel sich zu wenden, bittend, daß der Geist des Herrn heute und morgen vorzüglich auf ihm ruhen möge? Und eben dieses stille, so hoch wichtige und doch so wenig anerkannte Amt der Fürbitte ist die höchste Krone im Berufe der Pfarrfrau. Aber wird sie selbst dadurch nicht so recht eigentlich zu einem heiligen Samstag Abend? Ich kann das Wort eines geistreichen Mannes nicht vergessen, der in dem Gemälde einer höchst anziehenden und wahrhaften Pfarrfrau sagt, daß sie nur ein heiliger Samstag Abend gewesen.

Unsere Pfarrfrau war sogar an einem Samstag Abende geboren und hatte somit schon in ihrer Geburtsstunde die Verkündignng ihres künftigen Berufes. Ihr erster Schrey in die Welt hatte in das Abendgeläut auf den Tag des Herrn getönt, unter dem in frührer Zeit noch manches andächtige Gemeinsglied sein Haupt entblößte, oder wenigstens die Hände faltete, um sich und dem Seelsorger einen gesegneten Sonntag zu erflehen.

Alle diese Einzelheiten kamen in unserm Gespräche auf der Bücherstube vor. Die Pfarrfrau hatte Tisch und Stühle geordnet und bath mich nun, ihr meine morgige Predigt vorzulesen. Dieß ist gewöhnlich meine liebste Sonntagsfeyer, fügte sie hinzu: heute darf sie mir um so weniger fehlen.

Es geht den Pfarrfrauen umgekehrt, wie den Gemeinen, versetzte ich, sie ziehen eine gelesene Predigt der frey gesprochenen vor.

Die Mütter lieben die Kindheit, sagte sie. Ein Mensch, der noch auf der Mutter Schoße liegt, ist uns wichtiger, als ein Jüngling, der in selbsteigner Kraft einherschreitet. Vielleicht weil wir das Kind besser verstehen, oder weil das Frische und Neue, das, was eben aus Gottes Händen kommt, uns mehr gefällt als das, was schon durch vieler Menschen Hände gegangen ist. Darum ist uns auch ein Gedanke erbaulicher, der so eben dem Geiste entsprungen und gleichsam noch den warmen Athem des Lebens an sich trägt, als derselbe, wenn er groß gezogen und erwachsen, sich kühn vor alle Welt hinstellt. Wir haben auch noch einen andern Grund, dessen wir uns gleichfalls nicht schämen dürfen. In Mitten des versammelten Volks hören wir nur den allgemeinen Seelenhirten und Euch in solcher Entfernung und Entfremdung zu sehen, ist dem Herzen oft sehr peinlich. Aber hier auf der Bücherstube lieset der Mann und der Vater unsrer Kinder und der ist uns näher und verständlicher. Es mag auch wohl die Eigenliebe darin

ihr Spiel mischen, die uns zuflüstert, wir bildeten nun die ganze Gemeinde, indem wir allein zuhören. Freylich bedenken wir dann auch, daß wir so viel Dank und Liebe als eine ganze Gemeinde zusammen, dafür erwidern müssen. Doch dem sey, wie ihm wolle; laß mich hören, in welcher Eigenschaft Du willst und lies.

Ich entgegnete, in dem ersten Bilde bleibend, daß ja ein Geisteskind nicht besser groß gezogen werden könne, als an solchem Mutterherzen, nahm das Blatt und fing an zu lesen.

Die Predigt handelte von der Forderung, welche der Apostel that, das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen zu haben, und zeigte, wie hierin das ganze Christenthum ausgesprochen sey. Zuerst wurde von dem Gesetze geredet, das Gott jedem in sein Herz gegraben und dann auch noch klärer in Steine: wie sich keiner davon lossagen darf, es nach Kraft zu erfüllen, und wie so jeder ein reines Gewissen zu er=

langen trachten müsse. Allein damit ist das ganze Gebieth unsers innern Lebens nicht ausgemessen. Es wohnt in jeder Menschen Brust eine Sehnsucht, die ihn oft unwillkührlich ergreift, und wenn er ihr Raum gibt, eine unüberwindliche Gewalt in ihm ausübt. Sie entsteht aus der Einsicht, daß er das Gesetz nicht vollkommen erfüllt und offenbart sich dann in den verschiedensten Weisen. Er schaut in die untergehende Sonne, oder steht am Grabe seiner Lieben; er blickt in den sternebesäeten Himmel, oder sieht auf sein armes, unvollkommnes Leben: dann rinnt plötzlich eine Thräne in seinem Auge, es wird ihm so wehe in den Schranken der Zeit, er fühlt wohl, daß er nicht so glücklich ist, wie er seyn könnte und möchte, und es treibt ihn ein Etwas, er weiß nicht was, zu einem unbekannten, die ganze Seele befriedigenden Gute. Das ist die letzte, heilige Spur, daß wir von Gott sind, die uns aber auch zugleich lehrt, daß wir das höchste Gut verloren haben. Es ist das einzige Band, das uns mit ihm dann noch zu-

sammen hält, und das zu einem Seile der Liebe wird, an dem wir wieder zu ihm herauf gezogen werden können. Spotte dieser innern, weissagenden Sehnsucht oder betäube sie, womit du nur willst, es sey Erdenfreude oder Erdensorge: so bist du verloren und sinkst in eine öde, schauerige Gemeinheit herab. Doch das ist nicht die einzige Gefahr. Das Kind hat sich dieser morgenrothen Sehnsucht hingegeben, und meint, sie in irdischen Dingen befriedigen zu können, doch es weiß noch nicht, was es thut. Aber der Jüngling fühlt auch dieses Verlangen und selbst in dem Manne erstirbt es nicht; jener wähnt sie in Menschen, dieser in Ansichten und Gütern befriedigt zu finden; in ungeheuerer Verblendung tragen sie auf diese Gegenstände ihre unendliche Sehnsucht über; der Gegenstand ist zu klein, sie müssen sich ihn aus eigner Kraft vergrößern und siehe da die Schwärmerei in ihren tausend Gestalten. Aber über der Gemeinheit und der Schwärmerey erhebt sich das Licht der ewigen Wahrheit. Sie beleuchtet die Sehnsucht und

weiset der unbefriedigten Liebe einen unendlichen Gegenstand an, Gott! Kaum hat die suchende Seele Ihn gefunden, da ist ihr Verlangen erfüllt, sie fühlt sich zum ersten Mahle in ihrem rechten Verhältniß, sie ist so selig in dem Anhangen an der unendlichen ewigen Liebe und das ist Glaube. Nichts ist klärer als das reine Gewissen, nichts geheimnißvoller als der Glaube; denn dort ist menschliche Begreiflichkeit, hier ist göttliche Unendlichkeit! Aber beydes thut uns Noth! Ist auch dieses etwas Ewiges und jenes nur der Zeit angehörig, dieses etwas Empfangenes und jenes erworben, und kann auch dieses nur unser himmlische Verhältniß zu Gott und jenes nur das irdische Verhältniß zu den Menschen angehen: nur wo beyde sind, da ist das ganze Leben des Christenthums, inneres Wesen und äußere Gestalt, Wandel im Himmel und Friede auf Erden! In einem Geheimnisse sind alle Räthsel des Lebens gelöset, und durch die klare Sprache des Gewissens wird jede That des Lebens geordnet. Die Thräne rinnt noch wohl im

Auge, aber es ist die Thräne der demüthigen Freude. Wanken dann auch die Knie im Laufe, ermüden die Hände in der Arbeit, blutet das Herz in den Leiden der Welt: die wankenden Knie beugen sich auf Golgatha, mit den müden Händen umfaßt man das Kreuz des Herrn und das blutende Herz legt sich an der wunden Brust der leidenden und versöhnenden Liebe! Selig wer das Geheimniß des Glaubens im reinen Gewissen trägt: den Preis des Lebens hat er gefunden, und taugt nicht bloß zum Diener in der sichtbaren, streitenden Kirche voll Noth und Leid, sondern auch da, wo die Perlenthore sich an den Mauern von Jaspis öffnen, in der Stadt des lebendigen Gottes, wie der Seher sie sahe am Tage des Herrn. Dort, wo weder Sonne scheint noch Mond, sondern die Herrlichkeit Gottes sie erleuchtet, da darf er wandeln auf den goldenen Gassen in demselbigen Lichte und mit den Knechten des Herrn Ihm dienen, Sein Angesicht schauen und Seinen Namen an der Stirne tragen! Das sind dunkle Worte, aber dunkel vor Glanz

eines ewigen Lichtes — mit Einem Worte: Geheimniß des Glaubens! Und dieses Geheimnisses Zeuge ist allein wiederum das reine Gewissen. O selige Tiefe des Lebens, das mit Gott in Christo verborgen ist! Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen! goldener Apfel des Glaubens in der silbernen Schale der Liebe!

Eine Predigt, die noch erst gehalten werden soll, ist für einen Pfarrer eine ganz andere, als dieselbe, wenn sie schon gehalten ist. Ich möchte sie einem Obstbaume im vollen Knospenreichthum, an dem erst einige Blüthen erschlossen sind, vergleichen und der auch für jedes Menschenherz ein andrer ist, als derselbe, wenn er im Herbste seine Früchte schon abgegeben hat. Eine solche Predigt am Samstag Abende ist und bleibt eine noch nicht vollendete, wenn auch keine Sylbe an ihr verändert wird, und das Herz voll Liebe und Gebeth schwebt an ihr auf und ab, und immer von neuem lebt es sich in die Betrachtung hinein. Die Pfarrfrau hat sie

mit Recht einem Kindlein verglichen, das mit Sorge oder Glauben, mit Angst oder Hoffnung, mit Thränen oder Freuden erst gepflegt werden muß, wie es eben kommt, und geliebt und gezogen wird wie ein Kind. Aber darum kann ein Pfarrer solch eine Predigt auch nur der Gattin oder dem vertrautesten Freunde am Samstag Abende vorlesen.

Ich legte das Blatt zur Seite und Rede und Gegenrede verbreiteten sich über die Fülle und Herrlichkeit eines solchen Lebens, wie das Evangelium es fordert und gibt. Das Gespräch nahm bald die Richtung auf den heutigen Festtag. Wir betrachteten jetzt seine einzelnen Seiten in dem Licht der Worte des Apostels, und bald gewannen wir in demselben einen Ueberblick über unser ganzes Leben, der von dem heiligsten Standpunkte aus genommen ist. Wir sahen, daß wenn das Geheimniß des Glaubens unser Leben in Gott in sich faßt, das reine Gewissen, das Leben in uns selbst angeht. Aber zwi-

schen beiden, gleichsam vermittelnd und von beyder Wahrhaftigkeit zeugend, steht das Leben der Liebe, das wir in andern führen. Diese drey Ansichten erschöpfen das Leben. Wir haben Selbstbewußtseyn und leben in uns; wir sind im besten Falle, in Christo von Gott gekannt, geliebt, und leben in ihm; aber auch andere Menschen tragen ein Bild von uns in sich, und wir leben, so zu sagen, in ihnen.

Wie reich ist ein Leben schon, daß sich dieses dreyfachen Lebens nur erst bewußt ist, sagte die Pfarrfrau.

Wie reich muß ein Leben seyn, in dem alle drey zusammenstimmen und Ein ungetheiltes Daseyn ausmachen, versetzte ich; wo man Gott liebt über alles und darum den Nächsten als sich selbst!

Das wird vollkommen wohl erst jenseits erscheinen, erwiderte sie, und ich fügte hinzu, daß

unsere Liebe der Maßstab sey, wie weit es hienieden mit uns in dieser Uebereinstimmung gekommen sey. Der Glaube, durch den wir in Gott leben, wird an der Demuth erkannt; die Demuth aber, die das heilige Element des Lebens in uns selbst ist, wird an der Liebe offenbar, durch die wir in andern leben.

Es wurde darauf gefragt, auf welches Leben sich dann ein Geburtsfest beziehe? Wir mußten gestehen, daß es sich eigentlich nur auf das Leben in uns selbst beziehe, wie denn das Tauffest auf das Leben in Gott weise. Die Pfarrfrau äußerte, daß das einen Gedanken berühre, welcher ihr den ganzen Tag über oft störend im Sinne gelegen. Sie habe gedacht, es sey doch viel schöner und frömmer gewesen, wenn unsere Väter das Tauffest gefeyert und das Geburtsfest hintan setzten, und daß wir nur den Geist der Eigenliebe zu unsrer Zeit offenbaren, indem wir des Tauffestes wenig gedenken und nur das Geburtsfest begehen. Zeigen wir damit nicht

deutlich an, daß wir die Geburt zu diesem armen Zeitleben höher achten, als die Geburt zu dem ewigen Leben, das uns durch die Taufe im Reiche Gottes aufgeht? — Aber die Demuth, in der ein frommes Gemüth den Geburtstag begeht, ist doch das Kennzeichen des Glaubens, wandte ich ein. Sie gab das zu und nannte es den einzigen Trost bey dem Nachtheile, in den unsere Zeit uns gegen die Vorzeit gesetzt, aber die ganze Schönheit eines solchen Festes, das den Anfang unsers Lebens bezeichnet, kann nur an einem Tauftage empfunden werden.

Ich umarmte das liebe, kirchliche Weib, das gerne sogar seinen Samstag daran gegeben, um den Sonntag desto herrlicher auszuschmücken. Was war es anders, als jene Rüsttags-Demuth, die mit Freuden sich großer Arbeit und Unruhe unterziehet, um den Tag des Herrn so frey und festlich darzustellen, wie möglich.

Noch viel schwebte mir auf der Zunge, das ich hierüber sagen wollte, als ein Brief, der hereingebracht wurde, uns unterbrach.

Es ist des Vaters Handschrift, rief die Pfarrfrau, es sind seine großen, deutlichen Züge!

Der Brief wurde entsiegelt und verlesen. Der ehrwürdige Greis hatte seine Gedanken und Wünsche zu dem Geburtsfeste der geliebten Schwiegertochter auf eine sinnreiche Weise eingekleidet. Er begann damit, daß unser inneres Leben ein immerwährendes Gebeth seyn müsse. Darum habe auch der Herr in dem Gebethe, das er selbst uns gegeben, die Grundzüge des Menschenlebens entworfen und dasselbe nach seinen sieben Stufen in heiliger Verklärung vorgebildet. Es sey merkwürdig, daß dieß Gebeth mit dem ersten und innigsten Worte beginne, welches unser kindlicher Mund stammelt, und mit dem Schlußworte, unter dem wir verscheiden möchten, endet und in seinen sieben Bitten, die zwi-

schen Anfang und Ende liegenden, sieben Hauptstufen des Lebens andeute. Du warst kaum geboren unter dem Abendgeläute am Samstage, fuhr er nun fort, und Deiner Aeltern Herz hatte kaum einige Tage in Vater- und Mutterfreude geschwebt, da erboth sich Dir der Herr des Himmels und der Erde züm Vater und weihete Dich durch seinen Namen zu seinem Kinde, und war so die Taufe nicht Anfang und Erfüllung zugleich der Bitte: Geheiliget werde dein Name! Du erwuchsest und nahe an den Jahren der Jungfrau hattest Du mit der Erkenntniß Deiner selbst die Erkenntniß des ewigen Heils empfangen, und als Du nun knietest am Altare und weinend und bethend eingesegnet wurdest, was war es anders, was erbethen wurde, als: Dein Reich komme! Das Herz erstarkte in diesem Segen, nun sollte es auch einen eigenen Kreis um sich bilden. O ich sehe Euch noch, als die neu Verlobten, wie ihr vor den Vater tratet, der auch als Diener der Kirche vor Euch stand, und unter Thränen und Gebe-

then aller Anwesenden Eure Hände über dem Herzen des Vaters zusammen legtet, und über demselben von dem Herrn Trauungssegen erflehtet!" Wir betheten mit Euch: Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel! Indeß die Ehe, diese von Gott gestiftete Ordnung hat ihre Herrlichkeit in Gott, aber auf Erden ihre Mühe. Wenn nun die Kinderschaar sich um den häuslichen Tisch lagert, und Vater und Mutter mit eben so viel Sorge, als stiller Herzensfreude in dem Kreise sich umsehen, und aller Hände sich falten, der Vater sein Haupt entblößt, und aller Augen warten auf den Herrn, offenbart sich dann nicht alle irdische Mühe und alle himmlische Herrlichkeit der Ehe in der Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute! Indeß ein solches häusliches Leben tritt in gar vielerley Verhältnisse zur Welt; da werden Pflichten versäumt, Hoffnungen betrogen, und man fühlt es wohl, daß sie im Argen liegt. O Kindlein, eilet zum Altare des Herrn, und bittet um innern Frieden des Herzens und gelobt

den äußern mit der Welt; empfahet das heilige Nachtmahl des Herrn, damit ihr in beyden gestärkt werdet, und die Bitte Erhörung finde: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Allein wer könnte solche Erfahrungen machen, ohne daß sein Vertrauen zu sich selbst gebrochen, und dagegen die Zuversicht auf die Gnade des Herrn gemehrt werde? Man will fortan nur wandeln an der Hand einer allmächtigen Liebe, nur ruhen unter den Flügeln einer allweisen Barmherzigkeit, nur streiten unter dem Zeichen einer allgegenwärtigen Gnade. Nun ist das innere Leben mit Gott auf seiner Höhe angelangt, wie früher das kirchliche und häusliche, und da ertönt die geheimnißvollste, aber seligste Bitte: Führe uns nicht in Versuchung. Wenn dann endlich Fallen und Aufstehen, Siegen und Unterliegen, sich Freuen und sich Betrüben lange genug gewechselt, und ein Greis, wie Euer alter Vater an den Abschied denkt, o laßt Euch sagen, der hat alles in die Hände jener ewigen, zuverlässi-

gen Erbarmung gelegt, er flehet jetzt nur, daß der Herr ihm, wenn sein Stündlein kommt, ein seliges Ende bescheeren und mit Gnaden aus diesem Jammerthale zu sich nehmen möge in den Himmel. Kommt es dann, so sprecht ihr Amen und ich auch, und in meinem Amen liegt noch die Bitte, daß Ihr es auch einmahl sprechen möget in gewisser Hoffnung und bis dahin bethet mit mir: Erlöse uns von dem Uebel.

Wir waren unter dem Lesen in große Bewegung des Herzens gekommen und schwiegen. Da klangen die Töne des Abendgeläutes herein. Das waren die Augenblicke, in denen die Pfarrfrau einst das Licht der Welt erblickt hatte. Eine stille, heilige Feyer war unter uns; viel unausgesprochener Dank, viel Gebeth, das nicht laut wurde. Die geweihten Laute drangen immer heller und freudiger in die stille Kammer, und machten dem tief bewegten Herzen Raum, daß wir weinen konnten die Thränen der Freude. Solche Augenblicke können nur angedeutet wer-

den für die, welche sie kennen, Ewigkeit! — das ist das einzige Wort, das für sie paßt, in allen seinen Beziehungen.

Nach einer Weile hörten wir Kindes-Tritte. Der kleine Adolf war es. Er schlug an die Thür und rief: Mutter! Mutter! Die Mutter öffnete ihm die Thür. Er lief auf sie zu und umfaßte ihre Knie mit einem wunderbaren Blick. Sie hob ihn auf, und er legte sich still an ihre Brust. Dann sah er mit funkelnden Augen empor und reichte der Mutter einen Kranz von Immergrün, aus dem einige Veilchen hervorsahen. Die Mutter konnte nicht antworten, Thränen drangen aus ihren Augen und sie streichelte dem Knaben die Wangen.

Ich soll Euch rufen, sagte er: Sie sind alle da, Großvater, Großmutter und die übrigen alle. Ich reichte der tief bewegten Gattin den Arm und führte sie in den glänzend erleuchteten Saal.

Eine Menge von Kerzen strahlte uns entgegen. Kunstvoll war eine reiche Bescheerung aus-einander gelegt. Eine große Gesellschaft hatte sich eingefunden und unbemerkt versammelt. Ueberrascht, beschämt, fast niedergedrückt von so viel Liebe und Zuneigung sank sie in die Arme der Mutter und des Vaters.

O, es ist eine nicht hoch genug zu preisende Wohlthat des Herrn, wenn uns an unserm Geburtsfeste das Herz noch entgegen schlägt, unter dem wir das Leben empfangen, und die väterlichen Arme uns noch umschlingen können, die uns damahls unter dem Weinen der Freude zum ersten Mahle segnend emporhoben! Gewiß, die gerührteste Feyer des Geburtsfestes ist am Herzen des Vaters und der Mutter und wen der Herr lieb hat, dem erhält er sie bis in späte Jahre!

Die Aeltern nahmen die Tochter in ihre Mitte. Adolf hieng sich an das Kleid der Mutter. Die Geschwister begannen einen Festgesang, in den wir alle einstimmten.

****

2.

Der Ostermorgen.

Es dämmerte in den Straßen der uralten Stadt. Die ersten matten Strahlen des kommenden Tages flossen mit dem Lichte des erblassenden Mondes zusammen. Milde und verheißungsvoll bey ihrem Verbleichen schauten die Sterne herab, und es war, als ahne die ganze Natur ein großes festliches Kommen. Da schlug es von den vielen Thürmen zugleich über die stillen Gassen und verschlossenen Häuser fünf Uhr. Wir zogen zu Sophiens Grabe.

Die heiligen Ostern sind das Fest eines allgemeinen Wiedersehens. Das ist oft gesagt, aber eben weil man nicht müde wird, es immer von neuem zu sagen, so muß ein tieferer Gehalt in dieser Ansicht liegen, den jeder in Hoffnung hat endlich ans Licht zu bringen, der das Gesagte aufs neue sagt. An jenem Sabbather sehr frühe, als die Sonne aufging, erfüllte sich so unerwartet herrlich den Jüngern, was ihr Herr ihnen verheissen: Ich will euch wiedersehen und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand von euch nehmen. An demselbigen Ostertage sahe die Menschheit ihr verlorenes Erbe wieder, und der verschüttete Eingang zum Himmel, den lange Jahrtausende mit Thränen gesucht, war wieder erbrochen und geöffnet. Nun feyern die Gläubigen an diesem Feste ihres Herrn Auferstehung und in derselben ihre eigene. Die Leidtragenden gehen zu den Gräbern und stärken ihre Hoffnung auf die Stunde, wo auch diese Gräber sich wieder öffnen werden. Und in allen Freunden, die in der irdischen Ent-

fernung fühlen, wie nahe sie sich geistlich angehören, regt sich um Ostern ein sonderbarer Zug, sich wiederzusehen und im Bilde voraus zu nehmen, was ihnen einst ewig zu Theil werden wird. Oder sollte es bloß der Aufgang des Frühlings nach langem Winter, und nicht vielmehr auch ein geheimer, in der kirchlichen Zeit begründeter Trieb seyn, der sie erregt.

Als wir am heiligen Abende vom Gebirge in die Ebene kamen, wandelten ganze Scharen von Ostergängern vor uns hin. Wir sahen, daß mit uns noch mehrere jenen Zug gefühlt hatten und ihm gefolgt waren. Die Pfarrfrau meinte, man könne uns Emahusgänger nennen, und es zeige sich dann auch hierin, wie die Eine Begebenheit an den ersten Ostern sich, wie alle die großen Erscheinungen an jenen Tagen in viel tausend Mahl vervielfacht, durch den Lauf der Zeiten wiederhole. Vor uns lag die uralte Stadt am Strome, mit den Kirchen und Plätzen, an denen schon vor anderthalb Jahrtausend der hei-

lige Abend von Christen gefeyert worden. Hinter uns schlugen die Flammen der Osterfeuer von den Bergen gen Himmel. Vergangenheit und Gegenwart, Nähe und Ferne liefen gleichsam in einander, und alle Zeit der Welt erschien uns endlich in unsern Gesprächen nur als ein großer Osterabend, in den bloß die Nacht herabsinken darf, um uns die ewigen Ostern zu geben. Die gewaltigen Glockenschläge vom Dome erschollen, als wir über den Strom schifften, und zwischen ihnen, gleichsam auf ihnen, als den Grundtönen, erklang das fernere, zartere Geläut aus den andern Thürmen, und es war uns, als töne der dumpfe, ernste Schall von Sophiens Grabe über der Stadt her und lade uns ein, an ihm das Vorfest des Wiedersehens zu feyern.

Nun war es Ostermorgen und in erster Frühe machten wir uns auf, das theure Grab zu besuchen. Im ganzen Jahre schwebt kein so lichter, himmlischer Glanz um die Gräber, als an diesem Morgen, und man könnte den Ostermor-

gen den Festmorgen der Gräber nennen. Das Grab bewahrt freylich nur die irdischen Ueberreste, die Trümmer des abgebrochenen Tempels, in dem ein edler Geist gewohnt. Aber aus den Trümmern des ersten Tempels baueten ja die Erlöseten, die ins gelobte Land zurückkehrten, den zweyten Tempel, in dem Christus wandelte, und der darum herrlicher war, als der erste. Das Grab eines frommen Menschen ist eine heilige Stelle sowohl für unsre Hoffnung, als für unsere Erinnerung.

Aber das tagende Licht, in dem wir zum Grabe wandelten, hatte die Finsterniß noch nicht überwunden. So konnten die Strahlen der himmlischen Hoffnung auch noch nicht unsere irdische Wehmuth durchbrechen. Unwillkührlich erfüllte die Erinnerung an die schöne Vergangenheit noch unsere ganze Seele.

Die Pfarrfrau hatte an jeder Hand einen der Söhne Sophiens. Der Bruder und ich schlos-

sen von beyden Seiten die Reihe. Oft blieben wir stehen, als wollten wir uns etwas sagen, aber das Wort erstarb auf der Zunge. O wenn man zu solch einem Grabe geht, hat man zuerst nur Thränen, die an Statt der Worte reden. Selbst die Kinder schwiegen.

Endlich brach die Pfarrfrau das Schweigen, die für Freud und Leid das Wort dann sicher empfängt, wenn sie beydes in einem biblischen Gleichniß erblickt. Sie sagte: Von Maria, Lazari Schwester hieß es, sie geht zum Grabe, daß sie daselbst weine.

Der Gang ist weit und dauert lange, versetzte der Bruder.

Wenn wir am Grabe nur den Herrn finden und den lebenden Todten, wie Maria! fügte ich hinzu.

Das Gespräch stockte. Ich sann den Gängen nach, welche uns die Liebe gehen heißt und die so verschieden sind im Leben. Es trat jener Frühlingsabend vor meine Seele, wo die Vollendete so voll Liebe mir entgegen kam, wo mich der Frühling des Jahres geringe dünkte gegen den geistigen Frühling im Herzen der blühenden Schwester, und wo sie sprach: O wäre der alte, ehrwürdige Vater doch hier; noch heiliger wäre mir dieser schöne Abend. Dann dachte ich des frohen Ganges, den ich in brüderlicher Liebe in ihre Wochenstube gethan, als sie mir ihren ersten Knaben entgegen reichte und sprach: Gib ihm auch deinen Segen; du sollst sein Taufzeuge seyn. Ach in dieselbe Stube that ich hernach den Gang zu der Sterbenden, von der ich ohne Wort mit einem Händedruck schied, weil das Herz zu viel zu sagen hatte, als daß es Worte hätte finden können. Und nun dieser Gang zum Grabe der früh Vollendeten am Ostermorgen mit ihrem Wittwer und ihren Waisen!

Die andern mochten in ähnlichen Bildern die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen haben, denn der Bruder sagte:

O welch einen dunkeln Weg hast du noch wandeln müssen, schmerzenreiche Gattin! die ich schon frühe eine Vollendete glaubte! Durch welche unsäglichen Kämpfe, Ueberwindungen und Verleugnungen, durch welche Kreuzigung auch der allerfeinsten Höhen der Eigenliebe hast du dich hindurchwinden müssen, bis der Sieg auf dem Angesichte der Entschlafenen glänzte, wie der Mond uns noch helle scheint, wenn das Licht schon längst von ihm ausgegangen ist. Sie hat in der That erfahren, was jenes Lied sagt:

Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Obschon sie von außen die Sonne verbrennt.

Dieses Lied und jenes andere vom Durchbrecher aller Bande hatte sie sich noch in der Krankheit abgeschrieben und immer zur Seite. Ach, wie

oft erscheint sie mir noch, wie sie im furchtbarsten Kampfe die Hand ausstreckte und rief: Und dennoch, dennoch bleib' ich stets an Dir! Darum war unserm Freunde der Anblick der entseelten Leiche so auffallend, als er um eilf Uhr in die Todtenkammer trat. „Das ist nicht Sophie, sagte er, das ist nur die abgestreifte Hülle, das ausgezogene Gewand!" So sichtbar war die Scheidung des irdischen Bildes vom himmlischen und jenes schien sich selbst nicht mehr ähnlich, als dieses nicht mehr hindurch strahlte. Wir bemerkten ja alle in den letzten Tagen, daß sie nur noch an dem großen, reinen, wahrhaft herrlichen Auge kenntlich war. Als auch dieses sich schloß, hielt ich mich an das himmlische Bild und als mir der Herr Kraft gab, vierzehn Tage nachher wieder zu predigen, konnte ich sagen: Fahre nur hinab ins Grab, du irdisches Bild, das himmlische lebt in mir und ist droben unsterblich!

Nach einer Pause rief er aus: O ihr Leidensstunden, ihr bangen Tage und Nächte, die

noch beängstigend auf meinem Herzen lasten, bleibt mir immer gegenwärtig, damit nie in mir göttliche Traurigkeit und Wehmuth ersterbe!

Ich sahe immer nur bey Sophien, sagte die Pfarrfrau, das himmlische Bild im irdischen, und ich kann nicht sagen, daß bey irgend einem andern Menschen, mir dieses so ganz vor jenem verschwunden und schon bey Leibes Leben untergegangen sey.

Zwey Grundzüge waren in ihrem Wesen, fuhr der Bruder fort, die sich in ihren Leiden fast als die alleinigen Kräfte ihrer Seele hervorthaten und gleichsam zusammen zu fließen schienen, um für sich allein ein menschliches Wesen zu bilden. Der eine Zug war ihre Liebe zum Heilande, in der das Holdselige und Unbewußte gegründet war, das Einfache und Geheime, das jungfräulich Verborgene in ihren Gefühlen und Empfindungen, das Zarte und Geistige, das sich vor der Welt mit einem Schleier verbirgt, aber

aber dem Herrn sich öffnet wie eine Rose dem Sonnenstrahl. „So wir im Lichte wandeln, wie Er im Licht ist, haben wir Gemeinschaft unter einander und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“ Das war ihr Denkspruch beym letzten Abendmahl, das der Vater ihr reichte, und es ist die Losung ihres ganzen Lebens gewesen. Der andere Grundzug ihres Wesens war das Heimweh nach oben. Auf Erden war sie nirgend ganz daheim. Wie die flatternden Schwalben mit der blendend weissen Brust und dem sonst schwarzbläulichten Trauer- und Glaubensgewande umherfliegen, bis sie endlich sich dem großen Zuge ins wärmere Land gesellen können; oder wie die Taube aus der Arche umherflog, wohl ein Oehlblatt des Friedens pflückte, es brachte, um andern Freude zu machen, aber nirgend für sich auf der Erde einen Ruhepunkt finden konnte, so war es auch mit ihr. Die große, überströmende Heiterkeit, die man oft an ihr sahe, beruhete auf Liebe gegen andere, und auf dem himmlischen Frie-

den ihres Herzens, die in solchen Stunden ihr zum Bewußtseyn kamen. Dieser Zug nach der Heimath gab ihrem tiefen Gemüthe die sinnige Beweglichkeit, das still Wartende, das sanft Gespannte und jenes Aufstreben, das man in ihrer Nähe nun als Aufforderung nach oben fühlte. Alles, was sie an das Sterben, das sie nur ein Heimgehen nannte, erinnerte, war ihr besonders werth; jede Freude und jedes Leid gewann in ihrem Herzen gleich die Gestalt der Ahnung, und oft ist es mir zum Verwundern gewesen, wie sowohl der Schmerz, als die Wonne nach kurzem Aufblitzen, alsbald in der mittlern Empfindung einer ungemein wohlthuenden Rührung sich verloren. Unter allen Blumen liebte sie vorzugsweise das Märzglöcklein auf dem Schnee, das, ihr und uns unbewußt, das Bild ihres schnellen Blühens und Verwelkens in dieser rauhen Winterluft der Erde war. Es war ihr ja auch leicht etwas zu rauh, und wir sahen oft, sie gehöre nicht für diese niedrige Gegend. In

diesem Sinne mochte sie wohl am Abende zu singen pflegen:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend rückt herbey.
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüsteney.

Und wenn wir ihr in den letzten Wochen, wo wirklich der Abend ihres Lebens einbrach, vorsagen mußten, ihr könnt denken, mit welchen Empfindungen:

Es wird nicht lang mehr währen,
Halt noch ein wenig aus,
Es wird nicht lang mehr währen,
So kommen wir nach Haus u. s. w.

so wiederholte sie jedes Mahl freundlich lächelnd den Schluß:

Wie wohl, wie wohl wirds thun.

Der Bruder schwieg. Mich dünkte, versetzt' ich, damahls als wir ihren Sarg schlossen, als wenn die bleichen Lippen sich noch einmahl hätten öffnen und sagen wollen: Wie wohl, wie wohl thut's jetzt! O es war ein heiliger Augenblick! Das Geläute zur Beerdigung hatte schon begonnen. Einsame, starke Glockenschläge antworteten sich nach langen, gemessenen Zwischenräumen in zwey verschiedenen Thürmen, als wollten sie in ihrer Höhe ein Todtengespräch über die eilende Vergänglichkeit und hinfällige Herrlichkeit alles Irdischen führen. Die ernste Bedeutung dieser alten Sitte ist mir nie klärer geworden, als damahls. Die Frauen hatten sich eingeschlossen, still zu trauern. Unten im Hause stand die Flur voll schwarz beflorter Träger und die Leichdiener durchkreuzten die Menge mit ihrer kalten anständigen Eilfertigkeit, um die letzten Anordnungen zu beschicken. Die Freunde umringten Dich in dem großen Zimmer, schweigend, in ihren Trauermänteln gehüllt. Da winktest du mir, Dir in die Todtenkammer zu fol-

gen. Zum letzten Mahle sollten wir die Gestalt sehen, die ein liebend Herz uns so theuer gemacht, und ich danke Dir noch heute, daß Du es so angeordnet, daß keine fremde Hand den Sarg schließen durfte. Du öffnetest die verschlossene Kammer. Da lag in ihrem weissen Unschuldsgewande die liebe Leiche. Das Auge blickte uns nicht mehr entgegen in seiner gewohnten Milde und Wärme, aber die Hände waren noch so fromm gefalten, wie ehedem. O wenn nur noch Ein Mahl diese Augenlieder sich gehoben hätten für Einen Blick der scheidenden aber hoffenden Liebe! O wenn nur noch Ein Wort mit dem gewohnten, zarten Klange uns über diese Lippen ein Lebewohl gehaucht hätte! Aber alles war stumm und schlief im Sarge, eine Todesstille war in der Kammer und nur von unten drang das Geräusch herauf. Wir drückten den letzten Kuß auf die gefaltenen Hände. Du standest oben zu den Häupten, ich zu den Füßen der Leiche. Wir hoben den Deckel auf, um ihn auf den Sarg zu legen. Ach, wer gab Dir Kraft,

daß Du das Wort des Abschiedes so gläubig aussprechen konntest:

Hier ruhe sanft in stiller Kammer,
Du Bild der Unschuld! nun Ade! —
Bis ich erlöst von allem Jammer,
Im Himmel einst Dich wiederseh! —
Hier leg' ich Dich zur stillen Ruhe
Und unsre Thräne rinnt um Dich,
Das Letzte, was ich für Dich thue,
Ist Liebe, doch — — — —

Da erstickte das Wort in Thränen. — Leise legten wir den Deckel auf den Sarg und schlossen ihn. Wir knieten nieder. Man pochte an der Thüre. Wir standen auf und umarmten uns. Die Träger kamen und trugen den Sarg hinweg — diesen Weg.

Ja den Sarg, und nur ihn mit der Hülle, sagte der Bruder.

Du bist hingegangen, theure Sophie, rief er aus, aber einen Lichtzug hast Du hinterlassen, in welchem wir Dir nacheilen. Wir wünschen Dich nicht wieder zurück. Aber zu Dir zieht es uns hin und komm ich auch nicht weiter für jetzt, als zu Deinem Grabe.

Der Gottesacker mit den Pappeln lag vor uns. Der frische Morgenwind bewegte sie, wie der Odem des Herrn, der einst in die Gebeine hauchen wird. Das tagende Licht hatte nun die Finsterniß überwunden und der Aufgang war nahe.

Ziemlich entfernt von der Stadt liegt der Gottesacker mitten in einem weiten Fruchtfelde. Es war stille, wie es um die Gräber seyn soll. Kein Mensch, kein lebendiges Wesen ließ sich sehen. Wir waren ganz allein bey den Todten.

Dort, fast dicht an der Mauer liegt Sophiens Grab. Ein einfacher Stein bezeichnet

die Stelle, wo ihr Leichnam ruht. Wir schritten schweigend über die benachbarten Gräber und stellten uns im Kreise um die verschlossene Gruft. Wenige Worte an den Steinen sagen, wer hier liegt. Lies einmahl, Karl, sagte der Bruder zu seinem ältesten Sohne.

Das Kind las Sophiens Namen, ihren Todestag und die geringe Anzahl ihrer Jahre. An der andern Seite stand: „Sie war nicht von „dieser Welt. Darum ist sie frühe heimgegan„gen und ruft von dort: Liebt ihr zum Him„mel herauf, lieb' ich zur Erde hinab."

Da ging plötzlich vor uns die Sonne auf. Herrlich und voll hob sie sich über der schweigenden Erde nach und nach herauf, um sie ins Leben zu wecken.

Unwillkührlich knieten wir nieder. Der älteste Sohn folgte dem Vater, der jüngere dem ältern. Der Vater kniete zwischen seinen Söhnen

am Grabe der Mutter, und wir ihnen gegenüber. Wir weinten. Wir betheten.

Als wir aufstanden, sahen wir das volle, strahlende Angesicht der Sonne über den Gipfeln der Berge. Es war, als wenn eine himmlische Macht uns aufgehoben hätte.

Der Herr ist auferstanden! rief der Bruder, noch Thränen im Auge.

Ja er ist wahrhaftig auferstanden, antworteten wir, und lebet in Ewigkeit! Amen.

Amen! wiederholten alle!

Eine Lerche schwang sich auf und sang ihr Jubellied der Auferstehung aus den Höhen herab, und ihr Gesang dünkte uns etwas vom Klange der Lieder zu haben, welche der Himmel bey der Auferstehung des Erstlings unter seinen Brüdern

sang, und welche er einst der Auferstehung der Gläubigen entgegen singen wird.

Laßt uns auch singen, sagte die Pfarrfrau, und stimmte nach einer der ältesten und rührendsten unter allen Gesangsweisen der Kirche folgenden Vers an.

Wie wird mir seyn, wenn ich den ew'gen Sohn
Und die er heiligte
Rings um ihn her und um den lichten Thron
In großen Scharen seh',
Und wenn dann auch die Meinen,
Mit Palmen in der Hand
Sich nähern, Wonne weinen
Daß ich auch überwand!

Wir fühlten jene Mischung von tiefer Wehmuth und hoher Hoffnung in diesem Verse, die sich noch in unsern Tagen bey einer ganzen Gemeinde kund that. Zum ersten Mahle wurde die un-

bekannte Weise in einer vollen kirchlichen Versammlung von einzelnen zerstreuten Stimmen gesungen, und wie dieser Vers erklang, hatte man das nur in frühern, bessern Zeiten der Kirche gewöhnliche Schauspiel, eine ganze Gemeinde durch den Gesang zu Thränen gerührt zu sehen.

So erklang jetzt dieser wahrhafte Grabgesang der gläubigen Gemeinde am Ostermorgen und die Töne der Lerche wirbelten herein und die goldene Scheibe der aufgegangenen Sonne leuchtete in unsere Augen. Wir waren ungemein erhoben. Die Gräber schienen uns geöffnet, der große Morgen schon angebrochen, und die Verklärte unter uns. Jeder von uns meinte in diesem Augenblick, es sey hier nicht mehr die Stelle der Klage über die verlorne, sondern die Freude über die wiedergefundene Sophie.

In diesen Gedanken mochte die Pfarrfrau sagen: Hier könnte man auch anwenden: Siehe, wie hat Er sie so lieb gehabt!

Gewiß hat der Herr die Vollendete lieb gehabt, erwiderte der Bruder, daß er sie so frühe, wenn gleich schmerzlich, dem Ziele zuführte, und auch uns, daß er in der Trauer um sie uns die treibende Sehnsucht nach Ihm gegeben. Laßt uns preisen die ewige Liebe, die uns sucht auf jede Weise und in jeder dieselbe Liebe und Barmherzigkeit ist. Sie läßt einen Augenblick sterben, um ewiges Leben zu geben. Sie läßt das Grab schließen, um es für immer zu öffnen. Sie selbst legt sich einen Charfreytag auf, um die Ostern ohne Ende herbeyzuführen.

Eine heilige Freude lag in seinem Angesichte, als er das sagte. Wir umarmten uns. Dann segnete er seine Kinder am Grabe der Mutter. Den besten Segen spricht sie selbst, sagte er. Ihr seht sie nicht, aber ihr Segen kann nicht fehlen.

Das schönste Morgenlicht umglänzte uns. Fast fühlten wir die Strahlen, wie sie uns fein

und himmlisch berührten. So standen auch unsre Seelen in den Strahlen des göttlichen Lichts. Wir kehrten zurück. Noch lange verbreitete sich unser Gespräch über die Liebe zum Himmel hinauf und vom Himmel herab. Wir sahen wohl ein, welch einen Unterschied es mache, ob diese Worte von dem Mann der Liebe selbst, oder von einem Menschen, dem Er erst diese Liebe gegeben, zu den Bewohnern der Erde gesagt werden. Seine Liebe sey eine schaffende, die erst das Liebenswürdige in dem, welchen er lieben will, hervorbringen muß. Der Menschen, selbst der Vollendeten Liebe sey eine geschaffene, die durch das schon vorhandene Liebenswürdige hervorgebracht wird. Darum müsse es erst aus dem Munde des Herrn zu uns heissen: lieb ich zur Erde hinab, liebt ihr zum Himmel herauf, und dann könnten unsre Vollendeten sagen: liebt ihr zum Himmel herauf, lieb ich zur Erde hinab. So entstehe dann in dieser Liebe, von der Sophie sagte, daß sie nur Eine sey im Himmel und auf Erden, ein dreyfacher Bund zwischen

Himmel und Erde. Die ewige Liebe liebe zur Erde herab, um uns zu sich zu ziehen, dann könnten wir zum Himmel hinauf unsre Vollendeten und ihr Haupt, den Herrn, lieben und dann endlich können sie vom Himmel herab uns lieben. Doch vergaßen wir nicht, daß bey uns die Liebe nur die Frucht des Glaubens ist, und auf diesen Gedanken gerathend, wurden wir von der Pfarrfrau gefragt, ob denn unser Gang von Anfang bis zu Ende nicht die sprechendste Aehnlichkeit mit jenem Gange zum Grabe Lazari habe? Die geschwisterliche Liebe, fuhr sie fort, hat uns ja auch hieher geführt, wir haben den Herrn gefunden und seine Nähe fühlbar vernommen, und was er dort gesprochen, haben auch wir erfahren: Hab' ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? Das fanden wir alle und waren froh in dem Gedanken, daß eine biblische Erzählung sich in unserm Gange wiederhole. Um so fester schlossen wir uns an jene Worte an, die auch in derselben vorkommen, und die der Herr

zu Martha sprach: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich sterbe. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Und Martha sprach: Herr, ja, ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.

Als wir uns der Stadt näherten, klang das Ostergeläut von allen Thürmen, und wie wir in die Landstraße bogen, und ihren Lauf durch die weiten Felder übersahen, war der Weg überall mit festlich gekleideten Menschen besetzt und gruppenweise zogen sie zu dem hohen Feste in die Stadt. Langsam, mit unsrer stillen Feyer im Herzen, gingen wir der uralten Stadt zu und ließen die eilenden Festgänger an uns vorüberziehen, nach gewechseltem Ostergruße. Aber schon die öftere Wiederholung des Grußes mit einer Menge von Menschen zog uns allmählig aus der innern in eine äußere Feyer hinein, und fast zu gleicher Zeit machten wir alle die Bemer-

kung, daß auch in dieser Hinsicht die Landleute vor den Stadtbewohnern begünstigt sind. Es ist nicht zu sagen, welche Ahnungen eines unaussprechlichen Reichthums van Festfreude innerhalb der Stadt sich in unserm Gemüthe regen, wenn aus den vielen Thürmen eines Ortes das verschiedenartige Geläut in einander klingt, und diese Wogen des Wohllauts in die Umgegend herausströmen, und wir nun mit Hunderten ihnen entgegen in die feyernde Stadt wallen. Drinnen müsse die ganze Herrlichkeit des Festes wohnen, meint man, und unwillkührlich werden die Schritte beflügelt.

Wirklich, als wir an diesem größten Festmorgen des Jahres in die uralte Stadt kamen, waren die vielen Tausende in festlicher Gährung. Der Eingang der Häuser war nach der Sitte des Landes, mit weissem Sande geschmückt, der in den verschiedenartigsten Blumenformen umhergestreut war. Die Menge, welche die Tempel des Herrn suchte, drängte sich in den Gassen.

Der Bruder ging allein ins Haus. Wir mochten vom Grabe der Auferstehung nicht erst ins Sterbhaus gehen; sondern begaben uns gleich in das Gotteshaus. Die Gemeine fing an sich zu versammeln. Einzelne saßen schon und bereiteten sich still bethend zur gesegneten Anhörung der Predigt. In kurzer Zeit war die Kirche angefüllt.

Mit freudigem Halleluja begann der Chor den Osterpsalm, und dann sang die Gemeinde den alten Gesang, der von der Lippe eines sehr salbungsvollen Mannes geflossen ist und also anfängt:

Ich geh' zu Deinem Grabe
Du großer Osterfürst!
Weil ich die Hoffnung habe,
Daß Du mir zeigen wirst,
Wie kann man fröhlich sterben,
Und fröhlich auferstehn
Und mit den Himmelserben
Ins Land des Lebens gehn.

Unter dem letzten Verse dieses Gesanges trat der Bruder auf die Kanzel. Auf seinem Angesichte strahlte der milde Glanz der Grabesfeyer in der Frühstunde nach. Die Gemeinde hatte das Pilgerlied der Wallfahrt zum Grabe des Herrn gesungen, nun stellte er sich gleichsam an ihre Spitze, und führte uns zu dem entsiegelten Grabe, und ging mit den Jüngern hinein, um uns die Antwort zu bringen: Was sucht ihr den Lebendigen bey den Todten? und dann die noch höhere Antwort aus dem Munde des Auferstandenen selbst: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Doch schnell verließ er dieß Bild, mit dem er den Vortrag begonnen, und ergriff einfach den heiligen Gedanken des Osterfestes in den wahrhaft österlichen Worten: „Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.

Er schilderte zuerst, was für ein gebrechlicher Zustand es sey, in dem wir das Bild des irdischen Menschen, des gefallenen Urvaters, tragen.

Er war ja vom Grabe seiner Gattin gekommen, ein trauernder Witwer stand er in der Gemeinde und so konnte er vom Weh der Erde mit zwiefacher Erfahrung reden. Er zeigte, wie diese Welt in jeder Hinsicht eine unvollkommne, und unser Leben in ihr ein armes sey, und diese Unvollkommenheit und Armuth erst recht sichtbar werde an der Sehnsucht, die unser Herz nie verleugnen kann. Wir streben nach Licht und der eine zeigt uns als Lüge, was uns der andere als Wahrheit pries! Wir lechzen nach Seligkeit, und wenn wir meinen nach Jahre langer Anstrengung sie nun zu ergreifen, so umschauert uns plötzlich wieder der alte Frost des Elendes. Wir trachten nach Tugend, und wenn die Welt uns bewundert, wirft uns Ein Blick in unser Inneres von der erträumten Höhe in den Wirbel eigensüchtiger Gedanken und unreiner Neigungen herab! Ach, muß nicht der Mensch immer im Streite seyn auf Erden und sind seine Tage nicht wie eines Tagelöhners? Wie ein Knecht sich sehnt nach dem Schatten und ein Ta=

gelöhner, daß seine Arbeit aus sey: also arbeitet man wohl ganze Monate vergeblich und elender Nächte sind uns viele geworden. Woher das alles rühre, liegt am Tage. Wahrheit und Seligkeit, Licht und Wärme fliehen uns, weil uns die rechte Sonne nicht scheint. Die strahlendste Tugend ist unrein, und die glänzendste Gerechtigkeit der Menschen befleckt vor dem, deß Augen sind wie Feuerflammen. Darum entbehren wir die Gewißheit Seines Wohlgefallens, dem nur gefallen mag, was so vollkommen ist, wie Er selbst. Aber woher soll uns Licht und Frieden kommen, wenn sie von ihm nicht kommen? — Gibt es denn kein Licht für meinen irren Gang? keinen Trost für mein zerrissenes Herz? keine reine Gerechtigkeit für meine unvertilgbare Sehnsucht? So fragt die Thräne des verzweifelnden Verlangens in Deinem Auge, der Seufzer aus Deiner beklommenen Brust und der Nothruf Deiner verirrten Seele.

O laß nur so fragen, fuhr er fort, dann kömmt die rechte Antwort gewiß. Ja es gibt Wahrheit, Seligkeit, Gerechtigkeit für Dich. Ich bin der Weg, die Wahrheit, und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. So spricht Einer zu Dir, und dieser Eine ist Gottes Sohn, der Mensch geworden! Vergebens sehntest Du Dich nach Gott, denn er wohnt in einem Lichte, zu dem niemand kommen kann. Du verlangtest nach einer vollkommnen Welt, aber Du warst unvollkommen. Da machte die erbarmende, sich selbst erniedrigende Liebe das größte Wunder möglich. Der Ewige trat in die Zeit, und das Unendliche ließ sich in das Endliche herab. Das begreift Dein Verstand nicht, aber er soll die Möglichkeit glauben, wenn ihm die Wirklichkeit vor Augen liegt. Dieser Christus ist Deine Seligkeit, denn in ihm ist das Leben und Er ist Dein Licht und Deine Wahrheit, denn das Leben war das Licht der Menschen. Und er will Deine Gerechtigkeit seyn, denn also hat er sich weissagen lassen, daß man ihn nen=

men wird, Herr, der unsre Gerechtigkeit ist! Du kannst nur erkennen, was in die Zeit fällt, nur lieben, was in Menschengestalt Dir entgegen kommt, und nur dem folgen, was Dir nicht zu hoch ist. Darum ward Gott Mensch, daß Du ihn erkennen und lieben und ihm Dich hingeben möchtest. Der Gerechte, trat er für Dich in eine Welt voll Sünde, ein Versöhner in das Leben voll Strafe, ein Sieger in die Gewalt des Todes. Weil Er für Dich Deiner Sünden Sold, den Tod, erduldet, nimmt er ihm den Stachel und weil er Gehorsam übend, vollendet ward, ist er allen geworden, die ihm gehorsam sind, eine Ursach zur ewigen Seligkeit!

Fragst Du nun noch nach dem vollkommnen Leben, dem lichten, seligen, gerechten, das Du ersehnst? Siehe, Christus ist das vollkommne Leben, und sein Bild ist das Bild des Himmlischen. Er hat Dir den Antheil daran erworben, denn um unsrer Sünde willen ist er gestorben, und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket.

Er lebte, litt und starb auf Erden, den Menschen die Befriedigung ihrer weinenden Sehnsucht zu geben, und als er des Grabes Riegel brach und ein Held aus dem Grabe ging, ist er der Osterfürst geworden, dessen Auferstehung uns Vollendung seines Werkes, die göttliche Belobung desselben, und die Kraft unserer Erneuerung ist.

Der Bruder schloß seine Osterpredigt, mit der Bemerkung, wie darin die eigentliche Eigenthümlichkeit des Evangelii bestehe, daß es uns diese ewige Welt der Gerechtigkeit in Christo, welche man sonst nur jenseits ahnet, schon hienieden schenke, und wie dieses Bewußtseyn des neuen Lebens sowohl der Inhalt, als auch die Bedingung der Osterfreude sey. Du bist jetzt schon, wenn Du glaubst, Glied an dem Leibe, dessen Haupt Er ist. Er erscheint Dir, wie Du es eben fassen magst: so wie er von den Jüngern, die nach Emmahus gingen, am Brotbrechen, von Maria am Tone des Zurufs, von Thomas an seinen Wundenmahlen, von dem Jünger, welchen er

lieb hatte, an seiner Verheissung, und von Petrus an der dreymahligen Frage nach der Liebe, erkannt ward. Wo er aber erscheint, da eröffnet er immer ein Grab, jetzt nur unsichtbar, einst ein sichtbares. Wohlan, so schließt euch auch nur auf eine Weile, ihr irdischen Gräber, nehmt die theuersten Kleinode unserer Wallfahrt auf, und unsre Thräne benetze eure Hügel; ja sey immerhin selbst nur ein großes Grab, o Erde — diese unvollkommne Welt ist nicht unsre Heimath. Der Menschensohn weihete die Gräber, indem er sie bewohnte, aber er bewohnte sie nur, um sie zu erbrechen. Auf denn, weil das Grab dessen, der in allen Dingen den Vorgang haben mußte, erbrochen ist, so brechet auf, ihr Gräber, die man menschliche Herzen nennt, bis einst mit allen Gräbern unsrer Lieben das große Grab, die ganze Erde entsiegelt wird und in Christi Gerechtigkeit ein neuer Himmel und eine neue Erde mit ihren auferstandenen Bewohnern verklärt hervorgeht. Amen.

Die Gemeinde sang:

Laßt des Dankes Harfe klingen,
Daß das Herz vor Freuden bebt,
Laßt uns, laßt uns mächtig singen,
Dem, der starb und ewig lebt!
Daß das Herz vor Freuden bebt!
Preis und Ehre laßt uns bringen
Dem, der starb und ewig lebt!
Dem, der starb und ewig lebt!

Nachdem die hohe, herrliche Osterweise, in der dieser Gesang gesungen wird, verklungen war, und wir aus dem einfach erhabenen Gotteshause traten, zogen die festlichen Osterzüge von Christen anderer Bekenntnisse in ihrer ganzen Pracht vor uns her. Das Kreuz wurde voraufgetragen, andere Osterweisen ertönten und die ganze sinnliche Schönheit ihres Gottesdienstes ging an uns vorüber. Allein das Wort von dem neuen, vollkommnen Leben, das unserm Herzen in der Auferstehung des Herrn aufgeht, erfüllte in seiner

überirdischen Herrlichkeit unsre Seelen dergestalt, daß wir durch diese mehr äußerliche Feyer nicht gestört wurden, sondern nur das Sinnbild unsers eigenen Wallens im Lichte dieses neuen Lebens darin fanden. Alles wurde uns heute zum Sinnbilde. Auch Nachmittags die Ostereyer, die nach alter Sitte in den Häusern dargebothen werden. Ist denn nicht das Ey ein Bild jenes dunkeln, verhüllten Zustandes, in dem eine Seele schlummert, die noch nicht an die lichte Welt des höhern Lebens erwacht ist, bis endlich die Schale zerbricht und das geflügelte Wesen an den hellen Tag geboren wird? Es hat auch noch eine andere Bedeutung, die uns im Blick auf die Grabesruhe unsrer Lieben sehr theuer ward. Sie wurde in einer Inschrift angedeutet, welche sich auf einem Ey befand, das man dem Bruder überreichte. Es war die Stelle aus den Psalmen: „Ich liege und schlafe und erwache, denn der Herr hält mich."

Nun, sagte er, als er sie gelesen, indem er sich zur Pfarrfrau wandte, so möge denn unser ganzes Leben ein Gang zum Grabe seyn, wo wir den erwachten Heiland, und die erwachenden Geliebten wiedersehen, und — indem er mir die Hand reichte — dann wird das Osterfest ein höheres Fest des allgemeinen Wiedersehens.

****

3.

Das Himmelfahrtsfest.

Nun, da liegt ja schon unser Bethanien! sagte die Pfarrfrau, indem sie munter unter den frisch belaubten Bäumen den Berg erstieg. Der kleine Adolf sprang voran. Der Pfarrer mit seinen Freunden folgte. Zwischen den grünen Zweigen sahen die weissen Wände eines niedlichen Bauernhauses ihnen entgegen.

Bethanien? fragte der Graf verwundert.

Sie werden wenigstens gestehen müssen, entgegnete sie, daß sich Bethanien für das heutige Fest wohl eignet.

Eine Pfarrfrau ist ein lebendiges Fest, fiel Astralis ein.

Meine Frau liebt es, sagte der Pfarrer, alles, was ihr in ihrer Umgebung angenehm ist, mit biblischen Namen zu ehren, und so jedem schönen Gemählde eines irdischen Gegenstandes eine heilige Einfassung zu geben. Oder soll ich lieber sagen, sie lebt derzestalt mit der ganzen Seele in der heiligen Geschichte, daß jedes, was im Leben ihr Herz berührt, sie an etwas aus derselben erinnert und es auf diese Weise lebendig vor sie hinstellt.

Wenn Du meine Schwachheiten so gern erzählst, versetzte die Pfarrfrau, so mußt Du mir doch in diesem Falle einräumen, daß ich einigen Grund dazu habe. In dem weissen Häuschen

dort oben wohnen fromme Geschwister, ein Bruder mit ein Paar Schwestern, und wenn wir sie sogleich besuchen, werden wir bemerken, daß der Herr bey ihnen so gern einkehrt, als bey Lazarus, Maria und Martha, und daß auch hier der Bruder ein Auferstandener ist und die Schwestern sich in Sanftmuth und Thätigkeit getheilt haben. Ueberdieß wohnen sie nicht weiter von der Stadt, als man mich gelehrt hat, daß Bethanien von Jerusalem entfernt gewesen. Und daß dieses Bethanien eben so still und schön gelegen, und eine rechte Freystatt der Ruhe sey, zu der man aus dem städtischen Gewühle flieht, das sehen Sie schon jetzt.

Nun begreife ich, sagte der Graf, warum Sie uns so angelegentlich diesen Gang vorschlugen.

Ich meyne, erwiderte sie, man müsse so viel, wie möglich, die Aeußerlichkeiten eines Festes den ursprünglichen anpassen.

Ganz recht, fiel Astralis rasch ein. Man feyert die Weihnachten bey einer, wenn auch oft nur gemalten Krippe, die Ostern an den Gräbern, warum nicht des Herrn Himmelfahrt auf einem Berge?

Ich lasse mir den Festmorgen wohl in einer Stadt gefallen, fuhr die Pfarrfrau fort. Die herbeyströmende Menge, das Wogen des Volks zum Gotteshause, die Vermischung von Menschen aus allen Ständen auf dem Einen Wege, hat etwas Herzerhebendes. Aber der Nachmittag nach dem Gottesdienste hat in den Gassen der Stadt etwas so Unheiliges, Gemeines, es ist so wenig Ruhe, Sabbath und Feyer in ihnen, daß ich jedes Mahl ein Verlangen nach ländlicher Stille fühle. Nur in ihr wird das Fest ganz gefeyert. Alle Arbeit des Feldes ruht; hier und da wandelt ein Landmann um seine Aecker, und nur Gott, der Herr, wirkt! Darum gehe ich gern, wenn die Kirchen geschlossen sind, an Sonn- und Festtagen aus der Stadt, und zumahl am

Himmelfahrtstage, wenn man ein solches Bethanien in der Nähe hat.

Treibt es indeß nicht zu weit, warnte der Pfarrer. Die Weihnacht feyert man in der Nacht; zu den Gräbern geht man am Ostermorgen; wer das Himmelfahrtsfest auf einem Berge feyern will, muß um Mittag hingehen, weil nach der Sage, des Herrn Himmelfahrt um diese Zeit geschehen ist. Jetzt aber ist es schon weit in den Nachmittag vorgerückt.

Treflich, rief der Graf aus, so haben wir für alle Tageszeiten einen wichtigen Festgegenstand. Die Nacht weiset auf Christi Geburt, der Abend auf seinen Tod; der Morgen auf seine Auferstehung, und der Mittag auf seine Himmelfahrt hin.

Wie aber stehen wir denn in dieser Stunde zu den Aeußerlichkeiten des Festes? fragte der Pfarrer. Mir ist darauf noch nicht geantwortet.

Lächelnd erwiderte die Pfarrfrau, daß man nicht zu ängstlich und gelehrt in solchen Dingen seyn müsse.

Die Gesellschaft war oben angelangt. Der kleine Knabe sprang dem wohl bekannten Hause zu. Die Pfarrfrau ihm folgend, ging hinein und kam bald mit dem Bruder hinaus. Maria war seit einigen Tagen von ihrem alten Uebel befallen, und darum hatte die Pfarrfrau angeordnet, daß die Erfrischungen auf den grünen Waldplatz herausgebracht würden; hernach solle dann die Kranke besucht werden.

Eine kleine Strecke in den Wald hinein lag ein schöner, geräumiger Platz mitten zwischen hohen Bäumen. Der Boden strahlte im ersten zarten Grün und die Mayblumen dufteten lieblich herauf. Der Himmel schien seinen ganzen Reichthum an Licht, Farbe und Glanz auf die Erde auszugießen, und so auch seinen Theil zur Feyer eines Festes beyzutragen, das ihn beson=

ders nahe angeht. Die Aussicht war frey und weit. Das ganze freundliche Thal mit seinen schimmernden Bleichen und stattlichen Häusern lag zu den Füßen; und doch war der Ort so still und verborgen.

An der schönsten Stelle lagerte sich die Gesellschaft. Der kleine Adolf war in unaussprechlicher Munterkeit und sehr geschäftig bey den vielen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die Pfarrerin mit dem Bruder ordnete ein kleines Mahl an. Als sie fertig war, wandte sie sich zu Astralis und reichte ihm zuerst eine Erfrischung dar. Ihnen gebührt es zuerst, sagte sie, zum Dank für Ihre Festpredigt diesen Morgen.

Wir armen Prediger, sagte der Pfarrer, unterliegen dem Schicksal des Alten und Neuen, wie alles in der Welt und auch auf der Kanzel tönt das neueste Lied am schönsten, wie schon vor ein Paar Jahrtausenden gesungen wurde.

Hätt' ich doch eher von dem Grafen beschämt werden sollen, erwiderte sie. Hast Du denn nicht selbst oft geäußert, daß der Prediger durch die Jugend und das Neue, der Pfarrer aber durch das Alter gewinne, und daß, wenn man weder neu noch alt ist, gerade die Zeit komme, wo vom Gefallen weniger als vom Wirken die Rede sey, für welches der Herr selbst angeordnet, daß es in der Stille und geziemender Demuth geschehe.

Was mich betrifft, sprach der Graf, so weiß ich die Würde des geistlichen Redners zu schätzen. Die Pfarrfrau hat in meinem Sinne gehandelt und ich habe nur zu bedauern, daß ich nicht selbst dabey gegenwärtig gewesen.

Sie würden unter andern das schönste Wort vom Frühlinge gehört haben, das mir ihn, den ich so sehr liebe, in eine himmlische Verklärung gestellt und mir gleichsam einen höhern Frühling in dem äußern geschaffen hat.

Astralis meinte, die Pfarrfrau gebe einem beyläufigen Gedanken zu viel Gewicht. Der Graf aber bath sehr dringend um die Mittheilung. Sie erzählte darauf, daß der Festredner bey dem heutigen unvergleichlichen Lenzmorgen angeknüpft und zu bedenken gegeben habe, ob nicht ein überraschendes Zusammentreffen zwischen den Frühlingstagen in jedem Jahre, und den vierzig Tagen, in denen der Auferstandene mit seinen Jüngern gewandelt, Statt finde; ob diese Zeit, wie sie ehedem im Gegensatz der vierzig Tage der Buße vor Ostern, die vierzig Tage der Freude geheissen, es nicht alljährlich in der Schöpfung sey, und ob der Frühling etwa höher geehrt werden könne, als wenn man ihn seit diesem vierzigtägigen Wandeln des Herrn, wie ein alljähriges Andenken der Erde an ihre schönste Zeit, betrachte, so wie der Frühling vor diesem Wandeln, dann nur eine Weissagung auf denselben gewesen sey? Der Frühling der Natur sey nur der Abglanz jenes Herrlichsten, was sich je auf Erden begeben, und die Erde danke

ihm das, indem sie in jedem Lenze durch das Feinste, Zarteste und Köstlichste, durch Farbenschmelz und Blumenduft und jenes erneute aufstrebende Wesen dieses selige Gedächtniß feyere. Und, fügte sie hinzu, ist damit nicht auch das ausgesprochen, was wir an dieser Stelle beym Blick auf das frische Gras, auf diese Blüthenbäume und diesen eigenen Frühlingsduft empfinden, der über dem Thale da unten schwebt.

Wenn die Redner Dichter werden, sagte der Graf, so darf man an die Wiederkehr jener Zeit glauben, wo Priester und Sänger Eins waren.

Die Pfarrfrau fragte, ob nicht jedem sein Gefühl sage, daß das Wahrheit sey?

Man besprach den Gedanken von verschiedenen Seiten und wurde endlich einig, daß dieß wohl das Innerste der christlichen Betrachtung des Frühlings seyn möge. Zwar ging es nicht ohne Kampf ab und Astralis hatte von mehrern

Seiten sein Wort zu vertheidigen. Er ging deßwegen tiefer ein. Wenn der Sohn Gottes, sagte er, nicht allein der Mittelpunkt der Geschichte, sondern auch der Natur ist; wenn er sowohl das Wort ist, durch das alles gemacht ist, was geschaffen worden, als auch das Haupt, unter dem alle Dinge zusammengefaßt sind, beyde, das im Himmel und das auf Erden ist; ist es denn nicht natürlich, daß auch die Natur in einer genauen Beziehung auf ihn stehe? Nimmt sie doch überhaupt schon an den Ereignissen der Menschheit also Theil, daß sie mit dem Fall derselben in ihren Fluch hereingezogen wurde und nun mit ihr sich sehnet frey zu werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens, bis sie einst in eine neue Erde und einen neuen Himmel verwandelt werden soll. Wie begreiflich wird es uns dann, daß sie bey den wichtigsten Ereignissen in den Tagen des Menschensohnes nicht ohne Theilnahme blieb! Und wenn die Sonne bey seinem Tode sich verdunkelte und ihren Schein verlor, muß sich dann nicht ihre ganze Herrlichkeit in den Ta-

gen seiner Auferstehung und glänzenden Siegesfeyer offenbaren?

Das hat mir an Deiner Predigt am besten gefallen, sagte der Pfarrer, daß Du in ihr, was den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ausmacht, so fest gehalten hast. Du hast uns die Herrlichkeit des Glaubens geschildert, wie sie am Himmelfahrtsfeste von uns erfahren wird, und mich dünkt, man kann an jedem Sonntage davon reden, und immer eine neue Seite darstellen, eben weil sie der Mittelpunkt des Christenthums ist.

Der Graf wandte sich zur Pfarrfrau und bath sie, in ihrer Darstellung die ganze Predigt wiederzugeben, da sie mit der Erzählung des Einganges so viele Freude gemacht. Sie lehnte es ab und wies ihn an den Redner selbst, indem sie mit einem schalkhaften Blick auf ihren Mann hinzufügte, daß sie aus Erfahrung wisse, wie

Prediger nicht allein am besten, sondern auch am liebsten ihre Predigten zu erzählen wüßten.

Das laß Dich nicht abhalten, erwiderte der Pfarrer, auch um Astralis willen, denn keine Demüthigung ist einem Redner heilsamer, als in der noch frischen Begeisterung über seinen Gegenstand, die Erzählungen anderer zu hören, denn immer ist es nur ein Theil, und oft der zerstückeltste, den man wieder empfängt.

Oder keine Erhebung erwecklicher, fiel Astralis ein, als die eigenen rohen Gedanken in der Auffassung eines feinern Gemüthes veredelt zu sehen.

Sie sehen, aus wie verschiedenen Gründen, so ist es doch unser aller Wunsch und Bitte, sagte der Graf.

Ich mag mich ihr endlich wohl fügen, sprach sie, da es ja auch gewissermaßen in dem Berufe

einer Pfarrfrau liegt, das, was sie von heiliger Stätte gehört, in ruhigen Gewinn für das Leben aufzulösen.

Nun erzählte sie, wie der Prediger gezeigt, daß der Glaube am heutigen Feste in der Herrlichkeit seines Gegenstandes, seines Grundes und seiner Gestalt erscheine. Dieß Alles liege in der bekannten Beschreibung, welche der Apostel vom Glauben mache; denn seine Gestalt, nach der er ein Himmel im Herzen genannt werden müsse, sey eben jene gewisse Zuversicht; sein Gegenstand, der Himmel jenseits, eben das, was man hofft, und sein Grund, der Herr vom Himmel, das, was man nicht sieht, und woran der Glaube doch nicht zweifelt. Es ist so erbaulich, fuhr sie fort, wenn die Geschichte des Festes jedes Mahl recht ausführlich dargestellt wird, damit man doch immerdar fühle, was für ein Fest man feyert, und an dem Prediger lerne, seine eigenen Ansichten geringer zu halten, als das in Gottes Wort Ueberlieferte. Auch da-

für danke ich Ihnen, aber insbesondere, daß Sie den Schluß der Festerzählung so sehr hervorgehoben und uns gelehrt haben, daß das die rechte Richtung des Gemüthes im Glauben sey, wie die Jünger dazustehen und Ihm nachzusehen, wie er gen Himmel gefahren.

Ihm nachsehen, wie Er gen Himmel gefahren und darin eben erfahren, daß Er in unser Gemüth herabfährt! rief der Pfarrer mit großer Wärme aus. In der That, eine umgekehrte Himmelfahrt! Der Herr steht auf der Höhe Bethaniens und von der Erde hebt er sich auf und trägt gleichsam in seinen siegreichen Armen die gerettete Menschheit in den Himmel. Und wir sehen gen Himmel auf und indem wir uns als Glieder der Menschheit mit in seinen starken Armen emporgetragen sehen, ist er zu uns niedergefahren, und schlägt seinen Himmel voll Erbarmung und Seligkeit in unsern sündigen aber gläubigen Herzen auf! Ist jenes nicht Gnade und dieses Glaube?

Ja, sagte Astralis, so hab' ich es gemeint, jeder Glaube ist ein Aufschauen zu Ihm!

Willkommen! sprach mit großer Lebhaftigkeit der Graf. Er reichte Astralis die Hand und fuhr fort, Du bist in die innerste Feyer meines Herzens, die ich diesen Morgen begangen, eingetreten! Gott Lob, das Nachsehen, Ansehen und Aufschauen zu dem, der gen Himmel gefahren, macht den Grund unsrer Reinigung, Hoffnung und Seligkeit aus.

Ein Strahl der Freude glänzte in Aller Augen. Adolf stand sehr ernst zwischen ihnen und schien große Ehrerbietung gegen das zu fühlen, was vorging. Seine Mutter hingerissen von dem Anblick des Knaben, nahm ihn gerührt in ihre Arme und sprach: O Adolf, möchte der Friede und die Kraft dieses Glaubens auch Deinem Herzen niemahls mangeln! Das Kind streichelte der bewegten Mutter die Wange. Eine Thräne kam in ihr Auge. Die Männer reich-

ten sich die Hand. Es entstand eine feyerliche Stille. Sie ahneten nicht mehr ihre Geistesverwandtschaft; jeder erkannte dasselbe Leben in dem andern, das seine ganze Seele in diesem heiligen Augenblicke erfüllte. Es war ein geistiges Sehen zwischen ihnen, daß der Worte nicht mehr bedurfte. So mögen die Vollendeten nicht mehr reden, sondern sich ins Herz sehen. Aber solche Augenblicke sind auch nur möglich zwischen denen, die in Einem, der außer ihnen und höher ist, als alles Menschliche, Eins sind.

Ich wollte, rief nach einer Weile der Graf aus, daß heute die ganze Welt ein solches Himmelfahrtsfest feyerte, wie wir, und alle, die sich sonst auf Erden lieben, in diesem Augenblick sich in Ihm liebten, an den wir glauben.

Dein Wunsch ist so natürlich, sagte der Pfarrer, daß man nicht fühlen kann, was wir fühlen, ohne ihn zu hegen. Aber er wird auch erfüllt werden, wenn die Erde voll seyn wird nach

der Verheissung von der Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser, das das Meer bedeckt. Indeß heute dürften wir mehr Gegner als Genossen finden.

Wenigstens wenn jene Weisen aus ihren Gräbern aufständen, fuhr der Graf fort, welche von ihrer Zeit und von der Nachwelt mehr bewundert als verstanden sind, und von denen der eine sterbend sich auf eine verborgene Barmherzigkeit Gottes verließ und der andere von solch einem Anschauen der höchsten Wahrheit und Schönheit ausdrücklich redet; so würden sie staunen und mit uns sich freuen, wie ihre Ahnungen in Christo sich so herrlich erfüllt haben. Für unsere Zeit wünsche ich vorerst, daß ihre Verehrer, welche diese Ahnungen so hoch schätzen, die Erfüllung noch höher achten möchten.

Wir glauben und der Glaube umfaßt auch das, sagte Astralis.

REGIA MONACENSIS

Und bis dahin laßt uns desto fester zusammen halten und einer den andern in seinem Glauben stärken. Darf ich Euch etwas vorlesen? sagte der Graf. Ihr wißt, daß ich die Gewohnheit habe, wenn ich erwache, mit einer Stelle aus der heiligen Schrift den Gedankenlauf des Tages zu beginnen. Diesen Morgen las ich die Aeußerung des Apostels, wo er vom Evangelio sagt, daß darin geoffenbart wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben. Damit habe ich die Feyer des heutigen Festes begonnen. Als ich herfuhr, fiel mir manches darüber ein. Ich habe es mir in meiner Schreibtafel angemerkt, und wenn Ihr mit bloßen Andeutungen vorlieb nehmen wollt, so will ich es lesen.

Er zog die Schreibtafel hervor. Man lagerte sich um ihn herum und er las.

Das wahre Leben beginnt in dem Augenblicke, in dem wir die Forderung verstehen: „Ihr sollt vollkommen seyn, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Dann erkennen wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Aber indem wir sie denken, finden wir zugleich, daß wir sie nicht besitzen.

Das ist der Grund und die Gestalt der Sehnsucht, ohne die kein menschliches Herz seyn darf. Sie entsteht aus dem Gedanken an diese Gerechtigkeit und besteht in dem Verlangen nach ihr.

Das tagende Licht erkennst Du daran, daß Dein Körper einen Schatten hinter sich wirft.

Ein christlicher Weiser eröffnet seine Bekenntnisse mit der Anrede an Gott: „Du hast uns

für Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir!" Aber wo soll es Ihn finden? Im Herzen ist nur die Sehnsucht, in der Natur nur die Spur von ihm und Er selbst wohnt in einem Lichte, zu dem niemand kommen kann.

Du findest ihn in seinem Wort, in der Offenbarung, die er selbst von sich gegeben: im Evangelium. Im Evangelio wird die Gerechtigkeit offenbart, die vor ihm gilt und die in Christo ist. Christus ist das Ziel aller Deiner Triebe, Deines Forschens, Deines Sehnens, Deines Wirkens. Hast Du ihn gefunden, so ist Deine ganze Seele befriedigt.

Willst Du die Sonnenwärme genießen, so tritt hinaus in die Strahlen der Sonne.

Aber wie wird dann mein, was mir offenbart ist? Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, kommt aus Glauben

Deine Tugend ist unvollkommen, Dein Erkennen ungenügend, Dein Herz unrein. Gib Christo Deine Sünde und empfange Du seine Gerechtigkeit: Das ist der herrlichste Tausch, indem Du das Leben gewinnest, sagte ein Held des Glaubens vor dreyhundert Jahren.

Scheint Dir der Weg des Glaubens zu unwürdig? Nun, wenn schon alle menschlichen Dinge, Erziehung, Liebe, Handel und Verkehr auf einem Glauben der Menschen an Menschen beruhen, müssen nicht um so mehr alle göttlichen Dinge für uns auf dem Glauben der Menschen an Gott beruhen?

Wie, wenn Du in die Sonne schauest, erblindet da nicht Dein Auge, und dennoch, willst Du auf Erden sehen, so vermagst Du es nur in ihrem Lichte.

Wohin geht es denn weiter? Man hat mich gelehret, aus dem Glauben zu den Werken! Das war eine andere Lehre, als die, welche der Apostel gibt, — aus Glauben in Glauben.

Nach seinem Glauben wird der Mensch gemessen und messen sich seine Thaten. Wie viel Glaube, so hoch ist Dein Ziel, so frisch Dein Muth, so andauernd Dein Ernst. Darum wächsest Du nur, wenn Dein Glaube zunimmt.

Freylich ist ein wachsender Glaube ein lebendiger, aber ein Glaube ohne Werke ist todt an ihm selber.

Sieh den Baum an, der im Licht der Sonne wächst. Wächset er durch Blätter, Blüthen und Früchte? Nein, die fallen ab, zum Heil der kommenden Jahre; aber er wächset nur, wenn der Stamm sich höher zum Himmel hebet.

Dann erfährst Du, was der Inbegriff aller heiligen Erfahrung ist, wie denn geschrieben steht: der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Nichts tödtet die Sünde, als das Anschauen der Gerechtigkeit Christi. Nichts erleuchtet den Geist, als der Blick zu dem, der das Licht der Welt ist. Nichts beseligt das Herz, als das Anhangen an dem, der vor den Augen der Seinigen gen Himmel fuhr, und verhieß, daß er sie nicht wolle Waisen lassen.

Das ist das Leben, das im Glauben gelebt wird — ein Leben, welches der Tod so wenig tödtet, daß es erst durch ihn recht frey wird.

Der Baum, den das Sonnenlicht aus dem Kern in die Lüfte herauf zog, mag verwelken. Nimm einen Zweig und zünde ihn an, daß er eine Fackel werde. Siehe, die Flamme züngelt

nach oben, zur Sonne zurück, auch wenn Du die Fackel abwärts zur Erde wendest.

Der Graf schlug seine Schreibtafel zu. Die andern waren in stilles Nachdenken versunken.

Das ist doch eine köstliche Weise, sagte die Pfarrfrau, so aus Gottes Wort die reichsten und lichtesten Gedanken des Geistes in sich aufzunehmen, und sie dankbar an ihm hangen zu lassen, wie ja Blüthe und Früchte, in Ihrem Bilde fortzufahren, nirgend schöner sich ausnehmen, als am Baume selbst. Und in solch einer Darstellung ist ja das Wort Gottes der Stamm und die aufhellenden Gedanken sind Blüten und Früchte.

Wenn die Pfarrfrau, wie ich so eben gehört, ihre Umgebungen und Begegnisse geheiligt findet in biblischen Geschichten, wie könnten wir Männer unsre Gedanken anders weihen, als aus bib=

lischer Lehre? Ich fürchte nur, dieß Mahl den Gedanken zu sehr für den Verstand entwickelt zu haben, erwiderte der Graf.

Sie wollen sagen, es sey zu hoch gewesen für uns Frauen, sprach die Pfarrfrau. Aber das ist eigen mit göttlicher Wahrheit, daß wir sie um so besser verstehen, je höher man hinaufsteigt.

Du hast Recht, sagte der Pfarrer, ich habe auch gefunden, daß je tiefer eine Predigt in das Wesen des Christenthums einging, desto allgemeiner wurde sie im Volke verstanden.

Vielleicht läßt sich hier anwenden, versetzte Astralis, wie ich irgendwo gehört, daß der rechte Beweis immer der einfache und jeder schwer zu verstehende, durch viele Umwege, Höhen und Tiefen sich windende, nur ein Versuch sey, zu jenem zu gelangen, der nur darum so schwerfällig ausfalle, weil er erst der Versuch und noch

nicht der Beweis selbst ist. Die Wahrheit ist wie das Licht, einfach und erhaben.

Als man so sprach, kam Adolf in großer Hast herbey gesprungen, und rief schon aus der Ferne die Mutter ängstlich herbey und wies in das Haus. Die Mutter stand auf; die Uebrigen folgten ihr und traten mit dem Kinde hinein.

Es war ein schrecklicher, aber zugleich ehrwürdiger Auftritt, dem sie entgegen gingen. Die Kranke hatte ihre Zufälle wieder bekommen. Wie eine Leiche, blaß und fast leblos lag sie auf ihrem reinlichen Lager. Der Bruder stand vor ihr und stille Thränen flossen aus seinen Augen. Die Schwester hielt sie in ihren Armen, und sah zuweilen aus dem verhüllten, weinenden Angesicht auf die Leidende hin. Aber es war als wenn alle von dem Hauche eines höhern Friedens bey so schweren Erdenleiden ergriffen worden. Keiner wagte zu reden.

Es ist vorüber, sagte endlich leise die Kranke. Der Herr hat geholfen. Deine Treue ist groß! Bey diesen Worten schlug sie die Augen auf. Ein sanftes Feuer belebte Auge und Gesicht, und eine himmlische Milde, man möchte sagen, ein Ausdruck des göttlichen Friedens, sprach aus den Zügen, welche die Spuren schwerer Leiden trugen.

Ihr schaut zu dem Manne der Liebe und der Schmerzen auf, sagte der Pfarrer, und dieser Blick zu ihm am Kreuze der Erlösung hilft das eigene Kreuz tragen.

O nicht bloß tragen, antwortete sie, auch überwinden und seliger seyn in Schmerzen, als ausser Schmerzen.

Das ist Glaube! schien jeder ausrufen zu wollen.

Der Herr hat mir die Gnade erwiesen, fuhr die Kranke nun auflebend fort, daß ich in den

Schmerzen meines Körpers nur die Armuth meiner Seele empfinde; das führt mich zu Ihm und zu Ihm kann man nicht kommen, ohne zu erfahren, daß der Segen Seiner Liebe größer ist, als der Fluch unsrer Sünde. Darum kann ich wohl sagen, daß ich seliger bin, dem Herzen nach, in als außer Leiden.

Nach einer kurzen Stille, sagte der Pfarrer: Wenn wir mit den Jüngern dem nachsehen, der gen Himmel fährt, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß wir auf der Erde stehen; aber je mehr wir fühlen, daß wir noch auf der Erde sind, desto mehr dringt uns innere und äußere Noth, himmelauf zu blicken.

Ach ja, erwiderte sie, der schöne Frühlingstag hatte mich fast zu sehr zerstreut. Aber wie auf warme Tage leicht ein Gewitter folgt, das, obwohl wir Schwache sehr dabey leiden, dennoch Himmel und Erde verbindet: so ist auch jetzt eins

im Anzuge, und in meinem Herzen ist es schon gewesen.

Es war wirklich dunkel in der Luft geworden, und ein Gewitter hatte sich genahet, ohne daß wir es bemerkten. Es fielen bald einige Blitze. In der Ferne hallte der Donner. Es folgte ein kurzer erquicklicher Regen. Die Kranke ließ sich nicht stören, das Fenster mußte geöffnet werden, sie schien mit jedem Augenblicke neue Kraft zu gewinnen, und fuhr fort, von ihrem innern Leben zu erzählen.

Einmahl sagte sie, erst unter solchen schrecklichen Leiden sey ihr klar geworden, was sie einst in einem alten Buche gelesen und ihr damahls unverständlich gewesen, daß der Tod wohl nichts anders seyn würde, als das tiefste, allgemeinste Gefühl unsrer Sündhaftigkeit, und das Erwachen jenseits das höchste und reinste Gefühl der Gnade Gottes.

Der Regen hatte aufgehört. Sie begehrte, daß der Pfarrer mit ihr bethen möchte. Er that es.

Als die Gesellschaft ins Freye gekommen, war jeder mit dem Eindruck, den diese fromme Leidende auf ihn gemacht, so beschäftigt, daß sie lange stumm neben einander gingen. Der Graf brach das Schweigen zuerst, indem er zur Pfarrfrau sagte. Ja, hier ist Bethanien!

Das ist jenes Aufschauen zu dem, der gen Himmel gefahren, und der Glaube, aus dem die Gerechtigkeit kommt, die vor Gott gilt, fügte der Pfarrer hinzu.

Wie erhaben ihre Bemerkungen über Sterben und Erwachen! sagte Astralis. Ich kann mich nicht davon losreissen. Mich dünkt, sie hatte jenes Wort im Sinne, der Tod ist der Sünden Sold. Jedes Leiden ist ein solches nahendes Sterben, das an einzelnen Puncten vorgeht und

nur noch nicht allgemein ist, wie es im Tode Statt findet. Ist nun das Ganze der Sünde Sold, so ist es auch das Einzelne, und die Gläubige sieht in jeder Strafe nur ihre Sünde; sie fühlt nur diese, denn jene wäre nichts als ein leichtes Uebel, wenn diese nicht ihr Stachel wäre. Ja eine solche Seele, das ahne ich wohl, kennt keine Strafe als das Gefühl ihrer Sünde, denn das ist doch die Strafe der Sünde in jedem Falle, wenn sie sich fühlen macht, entweder in ihren äußern Folgen, oder in den innern. Wendet man nun hinwiederum, was von dem einzelnen Leiden gilt, auf das allgemeine, den Tod, so ist klar, daß ihr der Tod nur als das allgemeinste, tiefste und umfassendste Gefühl der Sünde erscheinen muß. Aber wie jedes Gefühl der Sünde uns zur Versöhnung treibt, und dann untergeht in seliger Wonne der Vergebung, so muß es auch beym Sterben seyn und das Erwachen jenseits als das allgemeinste, höchste und umfassendste Gefühl der Gnade Gottes angesehen werden. Von diesem Standpuncte aus sind dann,

was wir mitten im Leben hienieden, empfinden mögen, die Reue und die Versöhnung nur Anfänge und Versuche, die erst bey einzelnen Theilen unsers Wesens beginnen, bis sich beyde, nachdem sie im Laufe der Heiligung immerfort gewachsen sind, in jenen beyden wichtigsten Wendepuncten des Daseyns einer solchen Seele vollenden. Das ist der Tod des Gerechten; ihn sterbe unsere Leidende, und jeder von uns!

Wir stehen auf Bethanien, sagte der Graf zur Pfarrfrau gewendet. Das ist der Ort der Liebe, des Leidens und der Himmelfahrt im gelobten Lande und hier in seinem Nachbilde.

Ja, sprach der Pfarrer, der an dem Orte, wo er wohl die meiste Liebe fand, gelitten hat und aufgefahren ist, hat gesagt: Ich will sie alle zu mir ziehen; und wir glauben seiner Verheissung.

Und da ist der Bogen des Friedens, das Siegel seiner Verheissungen, rief die Pfarrfrau.

Ein schöner, heller Regenbogen stand vor ihnen. Sie waren wieder auf dem weiten geräumigen Grasplatze im Walde angelangt, und wollten über ihn einen andern Pfad den Berg hinunter gehen.

Es scheint, als wolle sich heute alles vereinigen, uns ein in allen Theilen vollkommnes Himmelfahrtsfest zu geben, sagte die Pfarrfrau und indem sie die Hand auf den Arm ihres Mannes legte, fuhr sie fort: Lieber Pfarrherr, Du hast heute am wenigsten für unser Fest gethan. Astralis hat gepredigt, der Graf eine Vorlesung gegeben, beschließe Du nun das Fest mit einer Rede, der Text steht dort in den Lüften.

Die Gesellschaft umringte ihn, und bildete einen Kreis. So stand er plötzlich in der Mitte. Die Pfarrfrau hatte nur ausgesprochen, was er selbst gewünscht. Er hob an:

Da stehst du, zwischen Himmel und Erde, du schöner Bogen des Friedens, du vielfarbiges

Bundeszeichen, heute derselbe, wie vor Jahrtausenden!

Als Noah aus der Arche der Rettung ging, und einsam auf der leeren, gereinigten Erde stand, war sein erster Gang, einen Altar zu bauen und dem Herrn ein Opfer zu bringen. Der Herr antwortete ihm durch den Bogen des Friedens und sprach: Meinen Bogen hab' ich gesetzt in den Wolken; der soll das Zeichen seyn des Bundes zwischen mir und der Erde.

So treten auch wir auf eine durch eine andere Tilgung gereinigte Erde und bauen in unsrer heiligen Gemeinschaft ihm einen Altar, auf dem wir auch Opfer bringen. Der Herr versiegelt seine Verheissung und setzt auch uns seinen Bogen in den Wolken, daß er ein Zeichen sey zwischen Ihm und uns. Wie er es sey?

Seht auf seine Entstehung. Der Sonne himmlisch Licht bricht sich in den Tropfen des Re-

gens. Das Wasser ist das irdische Element, das im Regen ans Licht kommt. — So kommt unsre sündhafte irdische Natur durch die Thränen der Buße ans Licht. Aber das Licht der ewigen Sonne der Gerechtigkeit bricht sich in ihnen und siehe, da steht im Herzen der Glaube an die Versöhnung, wie der glanzreiche Bogen des Friedens am Himmel!

Seht auf seine Bestandtheile. Wenn das reine Licht des Himmels sich im irdischen Wasser bricht, so strahlt es in sieben Farben. Also ist siebenfach die Tugend eines gläubigen Gemüths. Aber drey Farben treten hervor; die blaue und rothe von beyden Seiten, in der Mitte die grüne. Ist das nicht Treue und Liebe und in der Mitte die Hoffnung? und wenn Treue und Hoffnung sich berühren, ist das nicht Freude? und wenn Liebe und Hoffnung in einander fließen, ist das nicht Friede?

Seht auf seine Gestalt. Der Bogen des Friedens verbindet Himmel und Erde, und ist der

Glaube nicht das Band, worin sich der Herr mit den Menschen, das Haupt mit den Gliedern vereinigt? Aber jener Bogen verbindet Himmel und Erde, indem er auf der Erde steht, und in die Lüfte reicht, und haben wir den Glauben nicht als das Aufschauen erkannt, das von dem fehlsamen Herzen sich zu dem Herrn im Himmel erhebt! Doch wäre beydes möglich, wenn er nicht die runde, vollkommne Form angenommen und vermöchte man so viel vom Glauben zu rühmen, wenn man von ihm nicht behaupten könnte, daß er, wo er ist, immer ein ganzer, vollkommner sey, dem höchstens nur Wachsthum Noth thut!

O, m. Fr., wie schön sich's durch den Bogen des Friedens in den Himmel schauen läßt! Wie ein himmlisches Thor steht er da und ladet uns ein. So sey uns heute am Himmelfahrtsfeste, am Feste des Aufschauens, Nachsehens, Hinüberblickens gen Himmel, sey uns willkommen, du schöne, glänzende Himmelsthür! Jetzt sehen wir auf und glauben, aber der Glaube wölbt sich

wie du, zum heiligen Thore des Eingangs, und einst ziehen wir ein durch den Glauben in die ewige Heimath und indem wir bitten: Thut uns auf die Thore der Gerechtigkeit, daß wir dahinein gehen, und dem Herrn danken, wird, so gebe Gott, der, um dessen Stuhl selbst ein Regenbogen seyn wird, sagen: Das ist das Thor des Herrn; die Gerechten werden da hinein gehen! Amen!

Der Bogen erbleichte und sie gingen von der Höhe hinab. Je tiefer sie ins Thal hinunter kamen, desto lauter scholl das Geräusch der Welt ihnen entgegen. Astralis und der Vater nahmen den Knaben bey der Hand. Der Graf reichte der Pfarrfrau den Arm und sagte:

So oft ich noch ein Himmelfahrtsfest erleben werde, wo ich auch seyn mag, im Geiste bin ich auf Ihrem Bethanien.

4.

Die Pfingsten.

Die schönen Tage der Pfingsten waren gekommen. Es sind die letzten, hohen Festtage des Kirchenjahrs. Die Weihnachten und Ostern sind vorüber; ein ganzes halbes Jahr ist in Festen oder in Zubereitung auf dieselben vergangen, und nun folgt die lange Reihe von Trinitatissonntagen, die auch nicht durch Ein hohes Fest unterbrochen wird. Es geht dem Kirchenjahre wie dem Leben, das auch alle seine hohen Festtage in der ersten Hälfte feyert. Aber schon diese

Stellung muß die Pfingsten einem Geistlichen theuer machen, der im Kirchenjahre, wie im Leben in ihrer Zeit sich befindet.

Der Frühling pflegt an ihnen sich in seiner Fülle und Lieblichkeit entfaltet zu haben. Das Laub ist vollständig heraus, die Wiesen stehen dicht mit Blumen besäet. Die Obstbäume tragen, dem Fest zu Ehren, ihre Blüthenkronen. Jenes allmächtige Walten des Geistes, welches wir in diesen Tagen in der Kirche anbethen, scheint sich auch in der Natur zu regen und das letzte hohe Fest des Jahrs scheint endlich selbst die Natur zur Theilnahme vermocht zu haben. Was muß dem Geistlichen solch ein Fest seyn, an dem Leben, Kirche, und Natur sich zu Einer Feyer verbinden!

Freylich in der Gemeinde finden diese Festtage unter allen andern die wenigste Theilnahme. Weihnachten und Ostern haben eine viel größere Wichtigkeit für das Volk, und fast sollte

man darin die Bemerkung bestättigt finden, daß die Kirche im geraden Gegensatze mit der Natur stehe. Wenn die Natur am stillsten, dann feyert die Kirche am lautesten, und wenn jene ihre schönsten Tage hat, beginnt in dieser die gewöhnliche unfestliche Zeit. Diese Anordnung beruht auf einem höhern Grunde; aber in ihrer tiefen Weisheit ist sie auch dem menschlichen Herzen so wohlthuend, da sie die unfreundliche Jahrszeit durch mehrere herrliche Tage aufhellt, indeß im freundlichen Sommer sich auch nicht Ein Fest findet. Was indeß die Pfingsten der Gemeinde nicht sind, das sind sie in vollem Maße dem Pfarrer. Sie geben ihm das übersinnlichste Fest, das billig erst am Ende der Festreihe als die Frucht und das Ergebniß der vorhergehenden Feyer eintreten kann. Es ist das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes, mit welchem das Amt des Geistes in der entstehenden Kirche und der erste große Segen der Verkündigung des Evangelii zusammenfällt. Sind das nicht drey Festgegenstände, die den Geistlichen insbesondere nahe ange-

hen? Wenn die Weihnachten sich den Kindern und die Ostern sich den Sterbenden zuneigen, so ist nicht zu verkennen, daß die Pfingsten sich vorzüglich den Dienern des Worts hold erzeigen.

Ist das nicht die achtungswertheste Gesellschaft? rief der Pfarrer am Abende des ersten Pfingsttages aus, als er die vorstehenden Gedanken bey sich erwog. Gibt es denn eine edlere Gestalt des menschlichen Lebens, als die der Unschuld in den Kindern, nnd die des Heimwehs in den Heimgehenden? Was sind wir, daß wir in ihre Reihe treten dürfen und sie gleichsam beschließen? Es ist das Amt des Glaubens, das uns ihnen zugesellt, fuhr er antwortend in dem Selbstgespräche fort. Was der Geistliche redet, soll er reden als Gottes Wort, an dem seine Weisheit keinen Theil hat. Hat er das Amt, so soll er es thuu, als aus dem Vermögen, das Gott darreichet, und kein anderer Zweck darf seinen Arbeiten vorschweben, als daß Gott gepriesen werde durch Jesum Christum, welchem sey

Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Nirgend bestraft es sich empfindlicher, als bey ihm, wenn er den Beruf als sein Werk, aus eigener Kraft und zu eigener Ehre treibt. Ihm soll es immer gegenwärtig seyn, daß das Werk, das er ausrichtet, Gottes Werk sey; daß die Kraft, deren er bedarf, ihm von oben kommen werde; aber auch die Ehre nicht ihm, sondern dem Herrn gebühre. In jeder Rücksicht ist es das Amt des Glaubens, das so sehr auch das Amt der Demuth ist, daß wenn sein Stand nicht mehr der der Demuth bleibt, er auch nicht mehr ein geistlicher Stand ist. Doch das ist es ja eben, was die Epistel am Sonntage vor den Pfingsten ihm insbesondere zur Vorbereitung auf das Fest zu bedenken gibt.

Unter solchen Selbstgesprächen wandelte der Pfarrer in seinem Pfarrgarten. Seit das Andenken an das Pfingstfest des Volkes Israel, das zunächst ein Aerntefest war, in der christlichen Kirche zurückgetreten ist, hat sich auch die Sitte

der ältesten Zeit verloren, in der man auf Pfingsten die Tempel mit grünem Grase zierte. Was sich in der Kirche verloren, sollte sich in dem stillen, häuslichen Leben des Pfarrers nicht verlieren, und darum liebte er es, am Abende des Pfingsttages das Grüne in seinem Garten zu besuchen und dann dachte er sich die ganze Welt als das große Gotteshaus.

Indem er so hin und herwandelte in dem großen Tempel, der nicht mit Menschenhänden gemacht ist, empfand er, daß ein Pfarrer zu keiner Zeit die hohen Feste inniger genießt, als am Abende des ersten und am Morgen des zweiten Tages. Diese Abend- und Morgenstunden fallen in die Mitte des Festes. Es ist noch eben so viel Feyer zukünftig, als vergangen. Er hat schon zum Volke geredet, und die Ermüdung des Körpers so wie die erhebende Nachfeyer der Seele geben ihm das Gefühl des Sonntag-Abends. Aber am folgenden Morgen soll er wieder auftreten, und es ist in dieser Rücksicht die

Hoffnung und Spannung des Samstag-Abendes in seinem Herzen. So vereinigen sich die köstlichsten Zeiten in dem Leben eines Pfarrers in den Abendstunden des ersten Festtages. Gewöhnlich zeichnen sich diese Abende auch durch eine Stille im Pfarrhause aus, die man Feststille nennen möchte, und auf die anzuwenden wäre das Sprichwort, daß die tiefste Freude die stilleste sey. Man gönnt dem Pfarrer Ruhe und Muße, um in gebührender Eingezogenheit solche Stunden zur Stärkung in seinem Amte zu benutzen. Diesen Abend aber sollte es anders seyn.

Es öffnete sich das Thor des Pfarrgartens und ein junger Mann aus der Gemeinde trat zu ihm. Der Pfarrer schätzte ihn wegen seines Geistes und seiner Kenntnisse. Alles, was zu unsrer Zeit von einem gebildeten Manne gefordert wird, besaß er in einem hohen Grade. Vieler fremden Sprachen mächtig, ein ausübender Freund der Kunst, tüchtig in dem bedeutenden Staatsdienste, den er mit Ehren bekleidete, war

er sogar in den Schriften des heidnischen und christlichen Alterthums bewandert. Doch dieß Alles hätte ihm bey dem Pfarrer nur eine mäßige Werthschätzung zu Wege bringen können; aber er fand eine nähere Theilnahme für ihn, da er bey demselben eine seltene Liebe zu den göttlichen Dingen und eine lebendige Sehnsucht nach dem höhern Leben bemerkte. Freylich konnte man diese Liebe und Sehnsucht noch nicht im eigentlichen Sinne christlich nennen; es mangelte ihnen eine bestimmte Richtung, und sie verirrten sich noch zu oft bald in Kunstgefühlen, bald in den Lehren menschlicher Weisheit. Aber wer hofft nicht, daß vom edeln Erze einmahl die Schlacken abfallen und das reine Gold gewonnen werde?

Ich freue mich, Sie im Garten zu finden, sagte der Eintretende, denn da Sie mit Ihrer Feyer bey der Natur zu Gaste sind, werden Sie es mir um so eher verzeihen, wenn ich auf eini-

ge Augenblicke mich bey Ihnen mit der meinigen zu Gaste bitte.

Aber ob man, wo man selbst ein Gast ist, andere aufnehmen darf? fragte der Pfarrer.

Nun das priesterliche Geschlecht ist das königliche, versetzte der junge Mann, wenigstens am Pfingstfeste in der Natur, und —

Lassen Sie uns nicht weiter gehen, fiel der Pfarrer ein. Sie sind mir immer willkommen; besonders an diesem schönen Frühlingstage —

Wo endlich der Frühling aus der Luft auf die Erde herabgekommen ist, sagte jener.

Sie spielen auf eine frühere Bemerkung an, aber ich darf jetzt fragen, eignet sich solch ein Lenztag nicht so recht zum Pfingstfeste? Der Frühling, wie alles Himmlische, muß von oben herab zu uns kommen, wenn wir es genießen

sollen. Um Ostern ist der Frühling höchstens in den Lüften. Die Erde ist schon in die Nachtgleiche getreten, die Sonne scheinet wärmer, und die Luft hat den milden Frühlingshauch, der uns in den ersten Tagen des Lenzes so fröhlich belebt. Aber die Erde ist noch kahl und wie erstorben; sie liegt noch zuweilen unter Schnee; die Bäume haben keine Blätter, und wir haben den Frühling noch nicht auf der Erde; wir schauen gleichsam erst zu ihm auf und er ist noch nicht unser. Jetzt aber, um Pfingsten, ist der Frühling vom Himmel zu der Erde gekommen, er ist unser, und wir genießen sein.

Es ist immer eine reizende Betrachtung, die Beziehungen zwischen dem, was im Reiche der Natur und dem, was im Reiche des Geistes vorgeht, aufzufinden. Ich ahne, was jene Beobachtung uns sagen soll; versetzte der junge Mann.

Nichts anders, als was uns Ostern und Pfingsten auch in der Kirche sagen, erwiderte

der Pfarrer. Das Osterfest lehrt uns, daß der Gekreuzigte und Auferstandene die Erlösung vollbracht und besiegelt, und jene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben habe. Aber die erworbene Gerechtigkeit ist deßhalb noch nicht zugeeignet. Sie ist ein neues Leben, das erst im Himmel über uns webt. Das Pfingstfest belehrt uns, daß es Gottes Geist ist, der aus der Höhe zu uns herabkommt und jene Gerechtigkeit aus dem Himmel in unser gläubiges Herz trägt. Das ist der Frühling, der aus der Luft zur Erde kommt und Blüthen und Laub hervortreibt.

Sie bringen mich zu der Veranlassung meines Festbesuches, fuhr der Gast fort. Erlauben Sie, daß ich vorläufig frage: wie kommt der Frühling auf die Erde? Sie berührten so eben die Nachtgleiche. Es hat sich die Erde in ihrem Lauf gedreht. Die Sonne, die sichtbare und jene ewige, beyde leuchten immer mit derselben Kraft, aber die Erde muß sich drehen und der Mensch sich bekehren, wenn das innere Leben kommen soll.

Das verneine ich nicht, versetzte der Pfarrer, aber wenn Sie daraus schließen wollen, daß der Eintritt in das neue Leben eigentlich nur eine menschliche That und nicht eine höhere Begebenheit sey, so bitte ich einen Schritt weiter zu gehen. Ist es nicht der Zug der Sonne, der die Erde in Bewegung setzt? Niemand kann zu mir kommen, spricht der Herr, es ziehe ihn denn der Vater.

Lassen Sie mich unverhüllt sagen, warum ich zu Ihnen komme, sprach der junge Mann. Ich wollte sehen, ob ich das Pfingstfest nicht Abends in Ihrer traulichen Unterredung feyern konnte, da ich diesen Morgen in Ihrer öffentlichen Rede nicht dazu zu kommen vermochte. Sie kennen meine Achtung für das Evangelium; ich gestehe gern seine Erhabenheit ein, aber ich stoße überall auf Schwierigkeiten, die mich jedes Mahl, wenn ich ihm recht nahe zu seyn meyne, eben so weit wieder von ihm entfernen.

Sie leugnen ja diese Blumen nicht und nehmen ihren Duft auf, ehe Sie ihre Entstehung wissen. Ja, Sie lassen es sich auf der Welt gefallen, deren Schöpfung Sie doch nie begreifen mögen. Warum wollen sie Thatsachen aus der höhern Welt beseitigen, bis Ihnen alles an denselben klar geworden? Lassen Sie einstweilen diese Dunkelheiten auf sich selbst beruhen.

Das kann und mag ich nicht. Sie liegen vor mir und Sie sollen mir hinüber helfen. Hören Sie, ob ich Sie diesen Morgen recht verstanden habe. Ich will Ihren Gedankengang in meinen unkirchlichen Worten wiederhohlen. Sie hatten zum Grunde des Vortrages die Worte des Apostels gelegt: Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. Sie gingen von der Geschichte des Festes aus und stellten eine Betrachtung über den Zustand einer menschlichen Seele an, welche den Geist empfangen hat. Zuerst zeigten Sie,

daß im Geiste das Wissen der Wahrheit sey und beriefen sich auf einige vorhergehende Worte des Apostels in denen gesagt wird, daß der Geist als inwohnend in Gott, wisse, was in Gott ist, und die Tiefen der Gottheit erforsche. Dann wurde gezeigt, wie die Ausgießung des heiligen Geistes am ersten Pfingstfeste, die Offenbarung dessen für die Menschheit gewesen, was ihr von Gott in Christo gegeben ist; und wie natürlich der Geist Gottes der Menschheit nicht die Tiefen der Gottheit, sondern nur die Fülle ihrer Gaben offenbaren könne. Endlich wurde nachgewiesen, wie der einzelne Mensch dann den Geist habe, und aus Gott wiedergeboren sey, wenn er, was der Geist der Welt nicht geben kann, wisse, was ihm von Gott gegeben ist. So war die dreyfache Bedeutung des Festes, als Fest des heiligen Geistes, der Stiftung der Kirche und der Wiedergeburt dargestellt. Von nun an verweilten Sie bey der letzten Bedeutung. Sie erklärten, wie der Mensch von Natur nur den Geist der Welt habe, der nichts vernehmen kann

von dem Geiste Gottes, und blieben dann bey der hauptsächlichsten Gabe stehen, die den Menschen von Gott gegeben ist und redeten, nachdem Sie auf den Reichthum der übrigen nur hingewiesen hatten, von der Rechtfertigung des Lebens, die in Christo über alle Menschen gekommen. So weit konnte ich mit ganzer Seele folgen. Aber nun fügten Sie hinzu, man werde nur durch Gottes Geist fähig zu wissen, daß uns von Christo jene Rechtfertigung erworben sey. Dieses feste, zuversichtliche und gewisse Wissen, sey nur im Glauben möglich, und wie es durch den Geist, der aus Gott ist, komme, sehe man daraus, daß zugleich mit diesem Wissen sich das höhere Leben, sein Friede, seine Kraft und seine Hoffnung einstelle.

Sie haben ganz richtig wiedergegeben, sagte der Pfarrer.

Neulich nannten Sie dieses Wissen auch das Anschauen der Gerechtigkeit Christi, fuhr er fort:

aber wie ist es möglich, daß darin allein solcher Friede, solche Kraft und solche Hoffnung liegen?

Sie haben die Antwort schon selbst vorgebracht. Es ist ein göttliches Wissen, das vom Besitze nicht getrennt werden kann. So bald man im Glauben um jene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, weiß, ist uns dieselbe wirklich gegeben.

Hier sind wir bey einer andern Schwierigkeit. Wie kann mir eine fremde Gerechtigkeit zugerechnet werden?

Daß es ein fremder Frieden kann, sehen Sie an einem Fürsten, dessen Friede mit einem andern Volke auch den Unterthanen Frieden gibt, erwiderte der Pfarrer.

Aber das betrifft nur ein äußeres Verhältniß, sagte der junge Mann.

Es sollte auch nur ein Beyspiel seyn, entgegnete der Pfarrer. Ich will ein anderes in geisti-

gen Angelegenheiten anführen. Ein erfinderischer Geist entdeckt eine Wahrheit. Sie ist sein. Wir lernen sie von ihm, und sie wird auch unser, obgleich wir sie nicht erworben, sondern nur empfangen haben. Sie ist uns gleichsam nur zugerechnet dadurch, daß wir sie wissen.

Indeß auch hier ist noch nicht von sittlichen Dingen die Rede, sagte jener. Wie kann eine fremde Tugend die meinige werden?

Vergessen Sie nicht, versetzte der Pfarrer, es ist die Tugend und Gerechtigkeit des Sohnes Gottes. Wir dürfen hier nicht an die gewöhnlichen Begriffe von Gerechtigkeit der Menschen und von Recht zwischen Menschen denken. Hier waltet ein höheres Verhältniß. Es gilt nicht eine Zurechnung fremder Gerechtigkeit zwischen Gleichen, wo der eine vermag was der andre, denn ein Bruder kann den andern nicht erlösen, wie die Schrift sagt; sondern zwischen dem höchsten Wesen und den gefallenen Menschen, zwischen

dem, der Alles in Allem ist und dem, der alles verloren hat. Der Mensch in seinem jetzigen Zustande kann eine vollkommne Gerechtigkeit nicht leisten und doch wird sie von ihm gefordert; folglich ist nur der Eine Fall denkbar, daß sie ihm gegeben werde. Es geht damit, wie mit dem Daseyn selbst. Der Mensch konnte es sich selbst nicht schaffen, da gab ihm Gott das Daseyn; und es dünkt mich, wer das irdische Leben aus Gottes Hand angenommen, darf sich nicht schämen, auch das höhere von ihm anzunehmen. Mit Einem Worte, so wie Zurechnung eines fremden menschlichen Verdienstes dem Wesen der Tugend widerspricht, so ist die Zurechnung des göttlichen Erwerbes das einzig denkbare Mittel zu unsrer Seligkeit.

Aber sollte Gott mehr von uns fordern, als wir zu leisten im Stande sind? fragte der junge Mann; sollte von ihm nicht erwartet werden können, daß er den guten Willen ehren und das Uebrige übersehen werde?

Kann der Vollkommne in seinem Gerichte das Unvollkommne ehren? fragte der Pfarrer dagegen, und ist es seine Schuld, daß der Mensch in den Zustand der Unfähigkeit gekommen?

Wenn ich dieß Alles auch zugeben muß, so dünkt mich doch, eine solche Lehre hebe alles Streben nach Besserung auf, sagte, gleichsam den letzten Angriff versuchend, der junge Mann.

So dünkt es uns, antwortete der Pfarrer, bis wir jenes Wissen selbst erleben. Alles, was von Gott kommt, ist lebendig und kräftig, und was von ihm kommt, führt zu ihm zurück, die Sünde aber führt von ihm ab. Ja, ich muß noch mehr sagen. Der Glaube hängt so genau mit der Heiligung zusammen, daß man, sobald diese fehlt, auch jenen verloren hat.

Wie soll ich es denn erfahren? ich stehe immer noch gleich fern! rief jener aus, fast verdrießlich.

Und so lange, als Sie auf diesem Wege zum Glauben kommen wollen. Sie haben gesehen, man kann alle Einwürfe beantworten, ohne fernere Antwort zu besorgen; allein dieses Zugeben ist noch nicht Glauben. Der kommt aus dem Worte und demüthiges Vertrauen auf das Wort Gottes ist sein Anfang.

Wie kann ich aber auf das Wort vertrauen, so lange mein Verstand noch zweifelt? sagte der junge Mann.

Hier sind wir auf dem rechten Punkte angekommen, schloß der Pfarrer. Ein anderes Bedürfniß als das des Verstandes wird voraus gesetzt, und das kann Ihnen das Pfingstfest auch geben. Darf ich Ihnen einen Rath ertheilen? Sie fühlen, daß Sie das Fest als Fest des Geistes nicht feyern können; so feyern Sie es, wie die Welt es auch vorher feyern mußte, als Fest des Gesetzes. Dem christlichen Pfingstfest ging das Jüdische vorher, das nicht allein ein Aern-

tefest, sondern auch ein Fest des Gesetzes war. Vielleicht feyern Sie es künftiges Jahr als Fest des Glaubens und des Geistes, wenn Sie es dieses Jahr nur recht ernst und gründlich als Fest des Gesetzes begehen, das unter Blitz und Donner aus einer dunkeln Wolke gegeben ward.

Der Pfarrer wurde abgerufen. Er ließ den Sinnenden allein. Schnell kam er zurück und sprach: Kommen Sie, Ihr Freund liegt im Sterben. Zu seinem alten, leider selbst schwer verschuldeten Uebel ist ein neues gekommen. Der Arzt glaubt nicht, daß er noch eine halbe Stunde leben werde.

Sie gingen hin. Die Gattin stand trostlos an seinem Bette, die Kinder weinten. Mit bedenklicher Miene war der Arzt geschäftig, noch Eins und das Andere zur Linderung des Kranken zu versuchen. Wie er den Pfarrer sah, trat er zurück. Der Kranke lag in sichtbar großer

Unruhe, und man sahe, daß er noch mehr an der Seele, als am Körper litt.

Sie leiden sehr, redete ihn der Pfarrer an.

Der Sterbende richtete sich auf: Mein Ende ist näher, als ich vermuthete. O, es ist schwer zu scheiden! sagte er und sahe mit einem trostlosen Blicke um sich herum.

Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! sprach der Pfarrer. In diesem Glauben ist Vergebung der Sünden und Erlösung von aller Sorge für das Zeitliche.

Der Sterbende antwortete: Herr Pfarrer, ich sterbe, aber ich habe ein gutes Gewissen; ich habe niemand beeinträchtigt und geschadet.

Aber doch sich selbst, setzte der Pfarrer sehr milde hinzu.

Ich bin ein rechtschaffener Mann, das will ich vor Gott behaupten, sprach der Kranke, fast zürnend. Es griff ihn an. Er legte sich zurück. Der Arzt eilte herbey. In einigen Augenblicken lag die Leiche da.

Das Jammergeschrey war entsetzlich. Der junge Mann stürzte, innerlich erschüttert, heraus. Es war eine schreckliche Stunde.

Der Rest des Tages war nicht festlich mehr für den Pfarrer. Das Bild des unglücklichen Sterbenden, die verzweiflungsvolle Leerheit seiner Seele an Friede und Trost, der vergebliche Kampf, den sein Stolz mit dem Gewissen kämpfte, die unbegreifliche, mühsam errungene Ueberredung beym Gedanken an sein Schicksal jenseits — dieß Alles trat unaufhörlich vor die Seele des Pfarrers. Die Erinnerung an ähnliche Vorgänge kam hinzu und ein inneres Grausen durchdrang ihn, indem er es sich dachte, wie die Menschen so elend sind und doch nicht die Hand

der helfenden, rettenden Liebe annehmen wollen, die aus dem Himmel nach ihnen herabreicht. Nur so viel Pfingstartiges war in seinen Betrachtungen, als er fühlte, wie der Mensch im Leben und Tode ohne Ruhe und Friede sey, wenn ihm der Geist fehlt, durch welchen wir wissen, was uns von Gott gegeben ist. Er legte sich nieder in der Anbethung dessen, der in seiner Weisheit uns zum Feste die Stimmung gibt und entzieht, und in beyden doch die ewige Liebe ist.

Frühe erwachte er. Es war noch nicht Tag. Wie könnte auch ein Pfarrer so ruhig, wie die Gemeinde schlafen in der Nacht zwischen zwey Festtagen, an denen der erste so viel Freude und so viel Schmerz gebracht?

Die Sterne schienen so hell am Himmel, als wollten sie vor ihrem Erbleichen der Pfingstnacht noch ihren ganzen Glanz zusenden. In den Bäumen schlugen einige Nachtigallen und ihr Lied

scholl durch die feyerliche nächtliche Stille, wie Weihelied zum Fest. Ein solcher Sang ist das Lied der wachenden Liebe in Nacht und Dunkel. Die starken Düfte der Blüthen trugen gleichsam den Gesang wie auf Weihrauchwolken zum Himmel. In den Thautropfen glänzte das Sternenlicht wieder, und eine frische, doch milde Morgenluft wehete durch die Schöpfung. Der Pfarrer fühlte sich erneut und erquickt, als solle er die Erinnerung von gestern hinter sich lassend, zu einem neuen, schönern Festtage erwachen. Es lockte ihn hinaus in den feyernden Morgen. Er wollte auf dem Berge die Sonne aufgehen sehen und mit den ersten Strahlen des Frühroths die schlafende und erwachende Gemeinde einsegnen.

In dem eigenen Gefühle, mit dem man in den letzten Augenblicken der Nacht durch die stillen Gassen und Feldwege geht, schlug er den Weg zu dem nahen Hügel ein. Oben ging eine kräftige Männergestalt. Auf das Vernehmen von Fußtritten, schien sie stille zu stehen, und

den Pfarrer zu erwarten. Es war der junge Mann von gestern Abend. Der Pfarrer erkannte ihn schon in einiger Entfernung und rief ihm zu: Nun, das ist schön; ein solches Zusammentreffen kann nicht von ohngefähr seyn.

Gegen mein Vermuthen, aber nicht gegen meinen Wunsch, sagte jener.

Wollten Sie die Sonne aufgehen sehn? fragte der Pfarrer.

Ach, entgegnete jener, was soll mir diese äußere Sonne. Die innere ist mir nicht aufgegangen. Nicht die Hoffnung, sondern die Unruhe hat mich herausgetrieben. Ich gehe hier schon seit einer Stunde.

Mir hat der gestrige Vorfall auch einen schweren Abend gemacht, versetzte der Pfarrer.

Lassen Sie uns davon nicht reden, erwiderte der junge Mann. Ich leide über meinen Jugendfreund und über mich selbst. Würde ich mich

weniger auf mein Gewissen berufen, so würde ich doch auch nicht mehr Trost und Ruhe, als er empfinden, wenn heute meine Todesstunde käme. Ich ahne eine unendliche Welt voll unaussprechlichen Friedens, oder besser, ich denke sie, aber ich lebe nicht in ihr. Ihr Wunsch ist in eine schreckliche Erfüllung gegangen. Des Gesetzes Unendlichkeit und meine unvollkommene Erfüllung, das sind bey mir die Gedanken dieser Pfingstnacht gewesen.

Wohl Ihnen, sagte der Pfarrer, am Stolze haben Sie Demuth gelernt; und den Demüthigen gibt Gott Gnade. Es hindert Sie nur noch Eins. Gestern in unsrer Unterredung konnte ich es Ihnen noch nicht nennen, weil eher etwas von der Art in Ihnen vorgehen mußte, wie nun wirklich vorgegangen ist. Sie stehen in der Meinung, daß die Beruhigung und Erneuerung nicht aus einer gänzlichen Wiedergeburt und Umwandlung, sondern aus allmähliger Steigerung der schon vorhandenen Kräfte und des angebornen

Guten hervorgehen müsse. Aber das ist ein Grundvorurtheil, von dem Sie nur die Betrachtung des Gesetzes heilen kann. Prüfen Sie mit seinem Maßstabe Ihr bisheriges Leben, Ihre Thaten und Worte, samt Neigungen, Gedanken und Begierden und bedenken Sie, daß das Gesetz sogar sagt: Laß dich nicht gelüsten! Betrachten Sie dagegen die ernsthaften Vorsätze, die feurigen Entschlüsse, die heiligen Rührungen und Ahnungen Ihrer bessern Stunden, und was nun auf dieselben gefolgt. Dann wird Ihnen klar werden, daß, wenn gleich diese Steigerung und allmählige Besserung allerdings eine Aufgabe des Lebens bleibt, doch jener vollkommne Trost und jenes wahre neue Leben aus einer ganz andern Reihe von Dingen, und zwar aus einer durchaus von der hiesigen verschiedenen und ewigen Welt kommen müsse.

Das ist mir sehr klar, versetzte der junge Mann. Aber wenn nun jenes höhere Leben nicht erworben werden kann, weil es in einer Reihe

von Dingen liegt, die nicht in unserer Gewalt sind, wie kommen wir denn dazu?

Wir sollen es empfangen. Jene höhere Welt ist eine Welt der ewigen Liebe; sie läßt sich in Christo zu uns herab und wir dürfen nur annehmen. Wie wir das irdische Leben empfangen haben und seiner uns freuen, weil wir es haben, so sollen wir auch jenes höhern Lebens, wie gesagt das uns gebothen wird, dankbar genießen. Doch, setzte der Pfarrer hinzu, lassen Sie uns eilen, daß wir den Hügel erreichen. Der Aufgang der Sonne ist nahe und ich hoffe, der Aufgang des unsichtbaren in Ihrem Herzen gleichfalls.

Sie standen auf der Spitze des Berges. Der kühle Morgenwind strich frisch durch ihre Haare. Um sie her war eine heilige Stille, gleich als wenn die Natur in frommer Erwartung des großen Schauspiels wäre, das sich begeben sollte. Ein schmahler Streifen Licht zog sich am Fuße des östlichen Himmels hin; und ein matter Schein

tagte über der Welt. Es war, als wenn einzelne blasse Strahlen sich durch die Schöpfung bewegten.

Es wird Licht, rief der Pfarrer feyerlich durch die Stille.

Die Sterne erbleichten; nur der Morgenstern, der Stern froher Bothschaft leuchtete noch im funkelnden Glanze. Der Streifen Licht wurde immer breiter, und ging immer höher hinauf, und wie sein Licht weiter strahlle, um so rosiger wurde sein Saum. Die sanften Wimper der Morgenröthe bewegten sich so zart, so lieblich, so schlagend. Tief im Himmel ging die Tagesbläue hervor. Die Sterne schwanden allmählig vor der Morgengluth in Osten, und selbst der Morgenstern wurde nun blaß. Aber die Erde hüllte sich in Nebel. Der Himmel nur war Licht; und die Erde tauchte unter in ein wogendes dunkles Meer.

Es wird Licht am Himmel! rief der Pfarrer zum zweyten Mahle feyerlich durch die Stille.

Alles schwieg noch. Es entstand eine große Pause. Die Nebel zogen vorüber. Es hoben sich die Thürme aus dem verlaufenden Meere. Die Berge schauten hervor im Morgenroth. Das Thal und die Fluren gingen auf. Die Flamme in Osten spiegelte sich im Thau. Die Erde schwamm im schimmernden Morgenduft.

Es wird Licht auf Erden! rief der Pfarrer zum dritten Mahle feyerlich durch die Stille.

Himmel und Erde sahen sich an und schienen zu staunen beym Wiedersehen. Beyde schwiegen wie in großer Ueberraschung. Die Stille ward stiller. Da zog ernst und langsam der Gluthball hinauf. In hoher Majestät, mit den feurigen Strahlen himmlischer Glorie kam die Königin des Tages. Ströme von Licht und Glanz und

Feuer ergossen sich aus ihrer glühenden Fülle Da stand sie, groß und herrschend und hob ihren Blick gen Himmel und senkte ihn segnend zur Erde.

Die Sonne geht auf! rief der Pfarrer zum vierten Mahle feyerlich durch die Stille.

Wunderbar waren beyder Herzen ergriffen. Wunderbar schien die ganze Schöpfung ergriffen. Sie schauten hinaus: da glänzte in silbernen Wellen der Strom im Thale. Sie schauten hinauf: da stieg die Lerche hoch und höher, mit dem Gesange ihrer Kehle. Tausend Stimmen wurden wach. Es rauschte in den Zweigen, und hoch in den Lüften schien eine neue Welt voll Klang und Sang geboren.

Der Himmel lebt! rief der Pfarrer zum fünften Mahl feyerlich in die Höhe hinauf.

Da ward auch das Leben auf der Erde rege. Die Strahlen der Königinn, ihre himmlischen

Worte, schienen alles zu wecken und zu beleben. Hier sprang ein Wild durchs Gebüsch; dort trat ein Landmann aus seinem Hause, und aus der Ferne erscholl das Geläut einer Kirche. Ein Ton des Lebens nach dem andern unterbrach die Stille.

Die Erde lebt! rief der Pfarrer zum sechsten Mahle, feyerlich ins Thal hinab.

Sie schauten in den Tag. Wie lag alles, Himmel und Erde, so hell und lieblich vor ihnen! Wie war die ganze Welt eine andere, seit das Licht über ihr aufgegangen! Welch ein Unterschied zwischen Nacht und Tag, zwischen Sternenlicht und Sonnenschein! Welch ein Friede, eine Zuversicht, eine Kraft, welch eine Fülle des Lebens seit dem Aufgang der Sonne gegen die kühle, schreckende, geheimnißvolle und dunkle Nacht! Der Pfarrer hob unwillkührlich die Arme auf, indem er sich zur Stadt wandte, als wolle er andeuten, wie er sie in seinem Herzen segne.

Es ist Tag! Das war der siebente feyerliche Ausruf des Pfarrers.

Er umarmte den bewegten, schweigenden Jüngling. Thränen bebten in Beyder Augen. So wird Ihnen auch die höhere Sonne aufgehen, sagte der Pfarrer. Kommen Sie diesen Morgen zur Kirche. Ich bitte Gott, daß Sie dort im Segen hören mögen, was Sie hier im Segen gesehen haben. Sie gingen mit einander hinab. Bey den ersten Häusern schieden sie.

Durch das Gespräch am frühen Morgen war der Pfarrer veranlaßt zu dem Entschlusse, das früher Vorbereitete zu verlassen und mit der heutigen Predigt in dem Gange seiner Betrachtungen vom gestrigen Abende und von diesem Morgen zu bleiben. Der vollständige Anblick des Sonnenaufganges, der ihm so unvermuthet geworden; die Bewegung, worin sein ganzes Gemüth sich befand: die Rücksicht auf den jungen Mann, der in der Zeit einer durchgreifenden Entschei-

dung stand, und endlich der Umstand, daß sich solch eine Betrachtung dem Feste sehr bequem anschließe, — so viel Gründe hatten ihn nicht lange in Zweifel gelassen, was er heute zur Gemeinde zu reden habe. Er hatte überdieß noch einige Stunden zur Vorbereitung, bis der Gottesdienst anging. Jeder, der die Aeußerlichkeiten einer Rede gewisser Maßen in Gewalt hat, weiß es, wie unbesorgt man um die Ausführung und die ganze Gestalt der Rede seyn kann, wenn solche Stunden uns zu Theil werden. Wäre man gewiß, daß uns so jedes Mahl zur Stunde noch gegeben würde, was Herz und Geist allmächtig bewegt, so wäre jede ängstliche Vorbereitung, welche eigentlich nur auf die unglückliche Stunde geht, überflüssig.

Gewöhnlich wenn ein Pfarrer sich vorbereitet, weiß er nicht, für wen er arbeitet, und welches seiner Worte ein aufgehendes Saamenkorn seyn wird. Gläubig geht er und nimmt die Saat und streuet sie aufs Land, und wenn

er gleich nicht weiß, welches Korn bald grünen und welche Stelle fruchtbar seyn werde, so traut er doch seinem Herrn, daß, weil der Saame gut und das Land bearbeitet ist, der Tag der Garben nicht fehlen werde. Und so thut er, was der Herr ihm geheissen, und den Erfolg überläßt er Ihm. Aber es gibt auch zuweilen solche Augenblicke, wo man fühlt, für wen man reden werde, und wo eine verborgene Stimme sagt, was aufgehen soll. Doch das sind geheime Erfahrungen, die nicht mitgetheilt werden, aber die Freudigkeit des Amtes mehren sollen. Solche Augenblicke wurden dem Pfarrer in diesen unvergeßlichen Morgenstunden gegeben. Es bebte ein freudig Hoffen durch seine Seele, als zur Kirche geläutet wurde. Er zog mit den Haufen der Gemeindsglieder zum Hause des Herrn. Die Feyer begann.

Nachdem der Festgesang gesungen und das gemeinsame Morgengebeth vom Pfarrer gesprochen war, trat er unter einem kurzen Vorbereitungs-

liebe auf den Lehrstuhl. Er kündigte gleich zu Anfange an, daß, wie er gestern von der Beschaffenheit des in Gottes Geiste geführten Lebens gehandelt, er heute die Entstehung desselben zum Gegenstande seines Vortrages machen wolle. Es sey dieser zweyte Pfingsttag der letzte große Festtag des Jahres. Das halbe Jahr, in dem die Geschichte des Heilandes, welcher der Gegenstand des Glaubens ist, uns ein Fest nach dem andern gebe, sey nun zu Ende, und die folgende Hälfte des Jahres sey bestimmt, die Wirkungen des Glaubens im Leben, Leiden und Sterben zu lehren. Am künftigen Sonntage werde das Trinitatisfest gefeyert, das den schönsten Uebergang zu dieser zweyten Reihe mache, indem es an die nun gewonnene Lehre von dem dreyeinigen Gott, die Lehre von der Wiedergeburt anknüpft. Natürlich müsse erst der Mensch selbst gut werden, ehe er gute Werke thun könne. Aber dieses Trinitatisfest gehöre eigentlich noch zum Pfingstfeste, wie denn auch der biblische Abschniet für jenes einen Theil des Gespräches un-

sers Herrn ausmache, von dem ein anderer Theil für den heutigen Festtag bestimmt sey. Darum wolle er heute von Wiedergeburt reden, da ja das Fest der Pfingsten die allgemeine Wiedergeburt der Menschheit durch den Geist des Herrn feyere. Er versprach nun von den beyden Schöpfungen zu reden und das Werk des Herrn in der unsichtbaren Welt durch das in der sichtbaren zu erklären.

Darauf sang die Gemeinde das Lied des alten ehrwürdigen Sängers:

Eh' der Schöpfer sprach: „Es werde!"
Im Anfang ruhte noch die Erde,
Sie lag im Dunkel wüst und leer.
Da erschien Sein Geist und schwebte,
Auf ödem Wasser und belebte
Die Millionen Keim' umher.
Die Erd' im Sternenchor
Stieg auf und sang empor,
Dir o Vater!

Im lichten Strahl
Trug Berg und Thal
Gewächs und Leben ohne Zahl!

Der Pfarrer verlas nun die ersten Blätter der heiligen Schrift, welche uns die Schöpfung der Welt erzählen. In wenigen kräftigen Zügen schilderte er den Sonnenaufgang. Er zeigte, wie die sieben einzelnen Gruppen von Erscheinungen uns die sieben Tagewerke der Schöpfung vor dem Auge vorüberführen und pries die Gnade und Weisheit des Herrn, die auch den spätern Geschlechtern das Andenken an seine erste große That in der Zeit erhält und an jedem Morgen uns das Gedächtniß seiner Schöpfung erneuet.

So ist die sichtbare Welt geschaffen, fuhr er fort und auf ähnliche Weise erschafft sein Geist auch das unsichtbare, ewige Leben in unserer Seele. Wie dort Himmel und Erde schon geschaffen waren, aber die Erde wüste und leer

da lag, nur umschwebt vom Geiste des Herrn; so ist auch das Herz schon da; auch das neue Leben in der Gerechtigkeit vor Gott, welche Christus erworben, aber das Herz liegt wüste und leer, und nur Gottes Geist schwebt darüber und bewegt es.

Hierauf zeigte er, wie zum ersten Tagewerk der Gnade es Licht werde im Herzen, eine tiefe Sehnsucht im Innern herumziehe, das Verlangen nach einem ewigen und vollkommnen Leben uns die Nacht des Zeitlichen offenbare, und Ein Strahl des Lichtes nach dem andern sich durch unser Gemüth verbreite und jene dämmernde und tagende Stimmung hervorbringe, die den Grund zu dem ganzen künftigen Werke lege. Im zweyten Tagewerke strahle uns der Himmel entgegen, man ahne eine vollkommene Welt: man fühle, wie erhaben das Gesetz des Herrn sey; das Morgenroth der Verheissungen Gottes gehe uns auf, und in seliger Freude mache man sich anheischig das Geboth des Herrn so vollstän-

dig, wie Er selbst es begehrt, in dieser unvollkommnen Welt zu erfüllen. Aber dann schwinden im dritten die Nebel, die über der Erde liegen, unser Herz mit seinen Tiefen und Höhen kommt ans Licht, der kühne Muth wird gebrochen, der falsche Friede zerstört, und man sieht wohl ein, daß solch ein fehlsam Herz das Gesetz des Herrn nicht erfüllen könne. Dann, nach solchen Vorbereitungen gehet uns die Sonne der Gerechtigkeit und in Christo volles Licht, genügender Trost und sichere Hoffnung auf. Nun ist die Sehnsucht gestillt, das Verlangen erfüllt und in einem unendlichen Gegenstande fühlt der Trieb zu unendlicher Liebe sich befriedigt. In Christo ist uns das ewige Leben gewiß, anschaulich und faßlich geworden, und seit er sich den Weg, die Wahrheit und das Leben genannt, ist es nicht mehr möglich, den Gedanken an eine göttliche Welt für Schwärmerey zu halten. Das ist das vierte Tagewerk. Nur im Glauben an den Namen des eingebornen Sohnes ist uns der Himmel belebt, und wir schauen ihn erfüllt mit

göttlicher Gnade und Erbarmung. Das Leben senkt sich darauf ins Gemüthe und erneuert es, ein reines Herz und ein gewisser Geist wird uns zu Theil und an den Spuren und Werken des Lebens kann es nicht fehlen. Dann am siebenten Tage, dem heiligen Sabbath empfindest Du den seligen Frieden des Herzens, Vergebung der Sünde und die Versicherung der göttlichen Gnade.

Die ganze Gemeinde schien nur Ein Ohr zu seyn. Der Pfarrer hielt einen Augenblick ein, in stummem Erstaunen die Wege des Herrn anzubethen. Dann sagte er:

Das Licht und das Leben, mit Einem Worte der Tag kommt vom Himmel herab. Zuerst erhellt und belebt es den Himmel, dann die Erde. Die Bewohner der Erde sollen nur nicht zurück treten und sich ihm entziehen, dann werden sie beschienen von seinen Strahlen, und sie leben fröhlich in Licht und Wärme. Die Erde selbst

soll nur dem Zuge der Sonne folgen und ihr sich zuwenden, so ist es Tag an so vielen Seiten, als sie der Sonne entgegen kehrt. Aber alle sieben Tagewerke beziehen sich vorwärts und rückwärts auf die Erscheinung der Sonne, — im Reiche des Geistes auf unsern Herrn Jesum Christum. Er ist in jedem Sinne Deines Geistes Sonne, und hast Du Licht, so ist es sein Licht. An seiner Weisheit erkennst Du Deine Thorheit; an seiner Gerechtigkeit Deine Ungerechtigkeit, an seines Geistes Gabe Deine Schuld, und an seiner Seligkeit Deine Unseligkeit. Aber jedes Gefühl Deines Elendes werde ein Lobgesang seiner Gnade. Auf jede Nacht folge ein Morgen. Die Sonne gehe Dir immer von neuem auf. Endlich komme ein Tag, der nicht untergeht, und an ihm mögest Du nichts in Dir gewahren als die Wonne der Versöhnung, den Frieden der Rechtfertigung und den Lohn der Gnade.

Die Gemeinde sang das alte Loblied:

Dank sagen wir alle,
Gott, unserm Herrn Christo,
Der uns mit seinem Wort hat erleuchtet
Und uns erlöset mit seinem Blute, u. s. w.

Es war unter der Rede eine stille Andacht in der Kirche gewesen. Der Pfarrer selbst war gerührt und gehoben, wie noch nie an einem Pfingstfeste. Er fühlte aufs innigste, daß es das Fest der Geistlichen, oder vielmehr einer geistlichen Gemeinde und eines priesterlichen Volkes sey. Der Lobgesang am Schlusse, tönte mit seinen erhabenen Gedanken und Klängen in seiner Seele unaufhörlich nach, als er die Kirche verließ.

Vor dem Pfarrhause trat der junge Mann zu ihm. Ein strahlendes Licht leuchtete aus seinen Augen; in seinem Gesichte lag ein göttlicher Friede und sein ganzes Wesen war wie in Wonne getaucht. Schöner hatte ihn der Pfarrer nie gesehen. Er bath ihn, ins Haus zu tre-

ten. Der Jüngling verweigerte es. Er sprach kein Wort. Aber er sahe den Pfarrer an mit den leuchtenden Augen, drückte ihm die Hand und entfernte sich schnell.

****

5.

Die Michaelisfeyer.

Ein geliebter Amtsbruder hatte uns zu einem Kinderfeste eingeladen, das in seiner Gemeinde am Tage Michaelis gefeyert zu werden pflegte.

Wer es auch nur in einer Gesellschaft empfunden hat, wie wohl es thut, wenn man anhaltend geredet, nun zu schweigen und zu hören, der hat Aehnliches von dem erfahren, was einem Pfarrer begegnet, wenn er in einer fremden Gemeinde sich unter die Zuhörer mischen und das

Wort des Lebens aus dem Munde eines Amtsbruders vernehmen kann. Ich meyne nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß gewöhnlich, wie kein aufmerksamerer, so auch kein dankbarerer Zuhörer iu der Kirche sey, als ein fremder Pfarrer, der im vollen Sinne als Gast sich beym Gehör des göttlichen Wortes eingefunden. Darum hatte ich mit Freuden diese Einladung angenommen.

Des Morgens hatten wir, die Pfarrfrau im Hause, ich in der Gemeinde zwiefachen Fleiß angewendet, die Nachmittagsstunden frey zu gewinnen. Gleich nach Mittag nahm sie ihren Adolf an die Hand, von dem sie wünschte, daß er frühe die kirchlichen Feste lieb gewinnen möchte. Ich ergriff meinen Hirtenstab und so begaben wir uns auf den Weg.

Der Tag war heiter und lieblich. Zwar zeigte schon hier und da ein Baum das verwelkte Laub; aber die bald rothen, bald gelben, bald

braunen Blätter schienen nur auf dem noch grünen Grunde der Waldung wie neue Blüthen zu prangen. Die Sonnenstrahlen, die noch belebend auf die Erde fielen, brachen sich nirgend in jener dicken Nebelluft, wodurch das Herbstlicht seine eigenthümliche, rührende Färbung erhält. Die Luft zeigte statt der sonst um Michaelis gewöhnlichen Spannung und Abkühlung noch jene frische Wärme, die uns im Frühlinge so jugendlich anregt. Diese auffallende Erscheinung, wie an manchen Tagen eine Jahrszeit fast ganz aus ihrer Weise heraustritt und in eine andere hinüber spielt, ist auch oft in den übrigen Jahrszeiten zu bemerken. Wie oft gibt es Tage im Winter, an denen uns ganz sommerlich zu Muthe wird, und wer ist nicht schon im Frühlinge überrascht worden durch das wahrhaft herbstliche Gepräge eines Tages. Es scheint auch hierin eine verborgene Weisheit der ewigen Liebe sich offenbaren zu wollen, die der frohen Zeit den Ernst des Herbstes und Winters und der düstern, traurigen den Trost des Lenzes und Sommers recht nahe

bringen will. Der heutige Tag konnte ein lenzartiger Herbsttag heissen.

Indem wir, den Hügel hinanwandelnd, uns diese Bemerkungen mittheilteu, wandte die Pfarrfrau sie auf das bevorstehende Fest an, und meinte, der Amtsbruder habe mehr von Glück, als von Verdienst zu rühmen, daß an diesem Kinderfeste die Natur ihu durch einen Rückschritt in den Lenz begünstige, denn ein Kinderfest eigene sich doch nicht für den Herbst, sondern für den Frühling und wie er es denn wohl habe anfangen wollen, wenn eben ein rechter Herbsttag eingefallen wäre, die Kinder in dem alten schönen Bilde die Blumen im Garten des Herrn zu nennen?

Darin wurden wir bald einig, daß ein Frühlingstag im Herbste doch noch werther sey, als im Lenze; aber die Pfarrfrau bestand darauf, daß das nur als eine Gunst angesehen werde, die vielleicht in vielen Jahren sich nicht wie-

verhole, und was denn ein Kinderfest an einem düstern, nebeligen Herbsttage sey?

Ich entgegnete, es sey unter allen jährlichen Festen keines so geeignet zum Kinderfeste, als das Michaelisfest. Es sey das Fest der Engel und von ihnen könne man in der ganzen Menschheit nur die Kinder zu Bildern nehmen, wie sie denn auch von jeher durch die Künstler in Gestalt himmlischer Kinder dargestellt worden, und überdieß rede von den beyden kirchlichen Abschnitten aus der heiligen Schrift, die für dieses Fest bestimmt sind, der eine von Engeln und der andere von Kindern.

Aber dagegen fand es die Pfarrfrau nun selbst anffallend, daß die Väter der Kirche dieß Fest in den Herbst verlegt hatten.

Läßt sich ein solcher Gegensatz nicht fast bey allen Festen bemerken? fuhr ich fort. Sollte nicht aus demselbigen Grunde das Fest der En-

gel und Kinder in den Herbst fallen, aus dem die Weihnachten in den Winter und Charfreytag in den Frühling? Das Reich der Gnade steht im umgekehrten Verhältniß, zu dem der Natur. Das sollte selbst in der Stellnng der Festtage sichtbar werden, und so feyert man die fröhliche Geburt des Heilandes in der Zeit der Abgestorbenheit der Natur, seinen Tod in den Tagen der wiederauflebenden Schöpfung und das Fest der Kindheit im Alter des Jahres. Es ist durchaus im Geiste des Christenthums, ein Kinderfest im Herbste zu feyern, damit die kindliche Freude auf dem Ernste des Alters ruhe, und der Ernst der Erwachsenen in der Fröhlichkeit der Kinder eine Weisung nach dem Frieden empfange, der jedes Alter mit den Gaben der Kindheit ausschmückt.

Jetzt verstehe ich auch diesen seltsamen Herbsttag, erwiderte die Pfarrfrau. Er ist eine Stimme dieser Wahrheit mitten in der Natur selbst. Es ist doch eine wunderbare, unbegreiflich tiefe

Liebe, die diese Welt schuf! Sie hat die Sinnbilder des geistigen Lebens, das sie erneuert und unmittelbar schafft, in diese schöne Schöpfung niedergelegt. Und durch die sonderbarsten Erscheinungen ruft sie uns aus den Schranken dieser Welt heraus; durch Widersprüche, die sie scheinbar entstehen läßt, durch einen Frühlingstag zur Herbstzeit, läßt sie uns eine höhere Einheit errathen, und wie wir auf sie nur rathen, ist sie uns schon gegeben.

Nun erst genossen wir den schönen Herbsttag in seiner ganzen Lieblichkeit, als uns sein höheres Verständniß aufgegangen war. Im süßesten Gefühle der Schönheit der Natur empfindet die Seele eine schmerzliche Lücke, wenn sie nur an ihrer Gestalt verweilen kann und ihren höhern Sinn nicht versteht. Darum kann man wohl sagen, daß nur in der Zeit des Christenthums, seit der Herr der Natur sichtbar in ihr gewandelt und gelitten, ihre Herrlichkeit recht empfunden worden und daß wir nur in dem Grade eines

wahrhaft erquickenden Gefühls von ihrer Schönheit fähig sind, als uns Christi Geist geschenkt ist. Dem Sinne der Welt ist die Schöpfung eine dunkle, nach starren Gesetzen geregelte Masse, die höchstens nur durch ein zufälliges Spiel diese oder jene Schönheit unvollkommen genug zum Vorschein treten läßt. Wie ganz anders, wenn der Gläubige sie als Gabe der ewigen Liebe, als Schauplatz ihrer Wunder und als Spiegel seines eigenen, geistlichen Lebens erkennt und im sichtbaren Bilde das Räthsel seiner unsichtbaren Verhältnisse gelöset findet. Das ist der Kindersinn, mit dem man die Schöpfung betrachten soll, wie denn auch hier den Unmündigen die großen Geheimnisse geoffenbart sind.

In diesen Betrachtungen wandelten wir am Abhange des Hügels den schönen Laubgang hin, der fern von der Unruhe der Landstraße doch ihren Lauf weit hin beherrscht, und das ganze Thal mit seinem Flusse, seinen Bleichen, seinen Häusern und Anlagen bis an die begränzenden

Bergwände übersieht. Der kleine Adolf sprang von uns, suchte die Blumen, wie er das gefärbte Laub nannte, und konnte kaum die unaussprechliche Freude seines Herzens so an den Tag geben, wie er wünschte. Ihm war es ein rechter Frühlingstag. Aber darin fanden wir noch einen neuen Grund für die Stellung des Festes in der Kunst des kindlichen Gemüthes, sich jede Jahrszeit in einen Frühling zu verwandeln. Höchstens nur wir Erwachsene bedürften eines solchen Herbsttages, wie er heute war. Die Kinder haben immer Frühling, wenn sie ein Fest haben.

Ach, wie tief ist des Heilandes Wort: Werdet wie die Kindlein! Sind wir das geworden, so wird uns die Natur zu dem, was wir eben bedürfen. Damit wir höhere Kinder werden, muß sie scheinbar ihre Gesetze verlassen, und im Herbste uns ihr Kindesantlitz zeigen, und sind wir es, dann zeigt sie uns dasselbe auch, wenn sie ihre Gesetze nicht verläßt.

Wir hatten schon auf dem Gange zum Kinderfeste so viel von ihm gefeyert, daß von allen Seiten das Gleichartige in uns überströmen konnte.

Als wir den langen, schönen Laubgang mit der weiten Aussicht unter den hohen Bäumen weg, durchgingen, klang auf einmahl nahe von einem Hause, das unten am Fuße des Hügels stand, der Gesang zweyer hellen Stimmen herauf. Richtig, zuweilen meisterhaft erhoben sich die Töne, und schwebten unter dem Rauschen des durchschimmernden blauen Flusses herauf. Wir standen still und hörten zu. Es wurde mir unbeschreiblich wohl. Es dämmerte gleichsam eine alte untergegangene Welt in mir auf. Ein Ton nach dem andern schien mir seit langer, ferner Zeit bekannt. Nun tauchten ganze Stellen der Singweise aus tiefer Vergessenheit auf. Je mehr und mehr ergoß sich eine unbeschreiblich wonnevolle Erinnerung durch mein Gemüth. Meine Seele sehnte sich und ahnete und rieth,

und nur das war mir schmerzlich, daß ich oft nahe daran war, eine ganze verlorene Welt von Gefühlen wiederzufinden und sie doch verfehlte. Endlich als die Weise von neuem angestimmt wurde, mit dem ersten Klange, fand ich sie. Es war ein Gesang, den mein Vater zu singen liebte, wenn er mich als kleinen Knaben auf seinem Schooße wiegte. Ich kann nicht sagen, wie mir wurde bey dieser Entdeckung. Das spätere Leben fiel gleichsam von mir ab. Die Empfindungen der kindlichen Jahre kamen in einer Klarheit zu mir, wie ich ihrer seit viel Jahrzehnten mir nicht bewußt gewesen. Ein heiliger Schauer fuhr durch meine Glieder. Unbeschreiblich mild, dabey so hingebend, und überhaupt so heiter und lustig umfing mich meine Kindeswelt! Die Thränen kamen mir ins Auge. Der kleine Adolf mochte sie gesehen haben. Er drängte sich an mich heran, und streichelte meine Hand, unverwandt in mein Auge heraufblickend. Ich nahm das Kind in meine Arme und drückte es in namenloser, gerührter Freude an mein Herz.

Die Mutter wurde unruhig und fragte, was mir überkomme? -- Die ganze Fülle der Kindheit! rief ich. Höre nur! Das ist der Gesang meiner Jugend! -- In einer steigenden Rührung, den Knaben an meinem Herzen haltend, hörte ich den Gesang aus und als er schon lange verhallt war, horchte ich noch zu, um immer mehr aus dem Meere jugendlicher Erinnerungen zu empfangen. Diese Augenblicke sind mir seitdem unvergeßlich geblieben. Die Mutter stand vor uns und schien sich zu weiden an dem Anblicke des Vaters und Sohnes. Ich reichte ihr den Knaben und sagte: O möchte einst diesen ein Wort, oder Lied, oder sonst etwas, so an seine Mutter und seinen Vater erinnern, wie mich heute und möchte dann seine Ehrfurcht und Liebe nicht geringer seyn dürfen!

Endlich gingen wir weiter. Ich fühlte, daß ich heute ein Kinderfest feyern sollte, wie ich noch nie eins gefeyert hatte. Der Weg geht am Ende der Gebüsche abwärts und läuft über eine

Wiese, an deren Ende sich ein schönes Bauernhaus aus den Bäumen hervorhebt. Wir waren schon in eine fremde Gemeinde getreten, und das ist bey einem Pfarrer mit demselben Gefühle verbunden, wie bey einer Hausfrau, wenn sie über die Schwelle ihres Hauses tritt.

Die Fensterladen an dem Hause waren beygelegt. Das ist hier zu Lande das Zeichen, daß eine Leiche im Hause sey. Die Familie, welche dieses Haus bewohnte, hatte früher zu meiner Gemeinde gehört, und war seit einem Jahre hierher gezogen. Sie war mir lieb gewesen, und ich konnte, da ich einen Todesfall vermuthen mußte, nicht vorübergehen. Es ist eine merkwürdige Wechselwirkung zwischen den Gränzen des Lebens und den Dienern des Worts. Wo Menschen geboren werden und sterben, in jedwedem Sinne; da bedarf man ihrer am meisten, und sie hinwiederum fühlen einen fast unwillkührlichen Zug dahin, wo Geburt oder Tod vorfällt.

Wir traten in das Haus. Am hellen Mittage genoß es nur halbes Licht. Alle seine Bewohner waren schwarz gekleidet. Als die Hausfrau mich sahe, rief sie schluchzend mir entgegen: Herr Pfarrer, ein guter Engel führt Euch zu uns ins Haus. Der liebe Gott hat uns unser einziges Kind, das Söhnchen, das Ihr vor drey Jahren getauft, genommen. Ach wir müssen nun seyn, wie einer, der seiner Kinder gar beraubt ist. Sie reichte mir die Hand, beugte weinend ihr schweres Haupt auf dieselbe nieder und sahe mich dann an mit jenem Blicke, in dem eine leidende Seele neben ihrem ganzen Jammer auch ihr ganzes Vertrauen ausspricht.

X O, das geistige Band, das einen Pfarrer und die Gemeinde verbindet, dauert auch noch innerlich fort, wenn es äußerlich nicht mehr besteht. Wer Ein Mahl zu einer festlichen Stunde in dem Kreise einer Familie Gottes Wort verkündigt hat, der scheint fortan auf eine höhere, geheimnißvolle Weise mit ihr zusammen zu hangen

und was ihr im Laufe der Zeit auch begegnen mag, er fühlt eine ganz besondere und innige Theilnahme.

Nun trat auch der trauernde Vater herzu. Er hieß uns gleichfalls an diesem Trauertage willkommen und bath um ein Wort des Trostes. Ich ließ es daran nicht fehlen. Wo ist auch mehr Grund zum Troste, als beym Tode eines solchen Kindes. Freylich es sind die schönsten Hoffnungen, deren Untergang man betrauert; es ist das Bild eines ganzen Lebens, wie es älterliche Liebe entwirft, das vor unsern Augen zerrinnt; es ist die innigste und tiefste Liebe, die es unter Menschen gibt, die Liebe eines Vater- und Mutterherzens, die da leidet. Aber wo sieht man klärer, daß hienieden nur der Anfang ist und der Tod nicht das Ende des Daseyns seyn kann? Wo darf es uns gewisser seyn, daß das folgende Leben ein seliges sey, als bey einem Kinde, dem in der Taufe Gottes Gnade zugesagt worden und das noch durch keine wissentli-

che Sünde sie verscherzt hat? und wo wird die Liebe sicher stärker seyn als der Tod, als zwischen frommen Aeltern und ihrem unschuldigen Kinde?

Wie oft haben wir in diesen Tagen von Euch gesprochen, Herr Pfarrer, sagte die Mutter. Als Ihr uns vor drey Jahren das Kind tauftet — ach es war einer der glücklichsten Tage, die ich auf dieser Welt gelebt habe! — und seine Taufzeugen, ich und sein Vater und die Uebrigen bethend umherstanden, und Ihr das Wasser über seine Stirn gosset und ihn tauftet im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes — o ich habe es nicht vergessen können! — da sah er Euch an mit seinen klaren, blauen Aeuglein und lächelte. Da habt Ihr uns eine Rede gehalten über das Lächeln der kleinen Kinder und uns gelehrt, was das im Geistlichen bedeute. Wie oft habe ich wieder an Eure Worte gedacht und an Eure Wünsche und Gebethe, wenn ich ihn später lächeln sahe und mir das

Herz dabey hüpfte. Als das Kind nun krank wurde, war es so ruhig und geduldig, daß ich immer weinen mußte, über seine himmlische Geduld. Vorgestern Abends saß sein Vater bey der Wiege. Das Kind litt viel, das konnte man sehen. Es streckte die Arme zu seinem Vater aus, als solle ihm der helfen. Da traten meinem Manne die Thränen in die Augen, denn er konnte es nicht. Das Kind wurde wieder ruhig, schlug die Augen auf und — lächelte uns an. Da schloß es sie wieder, streckte sich und war todt. Ach Herr Pfarrer, ich kann Euch nicht beschreiben, wie mir armen Weibe war. Ich legte mich über die Leiche und rief das Kind und konnte nicht glauben, daß es uns wirklich gestorben sey. Aber das ist uns oft in diesen Tagen zum Troste gewesen, daß es sein Leben mit Lächeln begonnen und auch geendet hat. O es war ein Lächeln, wie eines Engels! Ihr habt mit Recht davon geredet bey seiner Taufe, denn sein ganzes Leben war solch ein himmlisches Lächeln. Nun darf ich doch auch hoffen, daß

Euer Wunsch in Erfüllung gehe, und es uns einst mit einem Lächeln, noch viel himmlischer, wie das irdische, willkommen heissen werde jenseits! Aber seht nur, Frau Pfarrerin, ob nicht selbst im Sarge auf seinen Zügen noch ein Lächeln schwebt.

Sie bath uns, mit ihr in die Todtenkammer zu gehen und die schöne Leiche zu sehen. Wir folgten ihr. Wie ein Bild der Unschuld lag der holde Knabe da in seinem kleinen Sarge. Das Angesicht hatte nichts Todtes. Um sein Köpfchen war ein Kranz von Immergrün gelegt, das Zeichen der im Grabe nicht sterbenden Hoffnung. Die fromm gefaltenen Händchen lagen auf dem weissen Todtenkleide und hielten eine unentfaltete Rosenknospe: das Bild der Liebe, die in dem Herbst der Erde nur Knospe bleibt, aber droben im ewigen Frühlinge sich entwickeln wird. In seinen Mienen war kein verstellter Zug. Die unveränderte Gestalt seines Gemüthes lag in dem Gesichte und jeden Augenblick meinte man,

das schlummernde Kindlein wolle lächeln in einem schönen Traume.

Trauert nicht, lieben Leute, sagte ich, diese lächelnde Leiche sey Euch ein Unterpfand des seligen Lebens, das der kleine Himmelserbe jenseits empfangen. Er hat nur gleichsam einen Blick in die Zeit thun sollen und ist so fort in das ewige Leben gegangen. Die ewige Liebe hat ihn nicht für die Erde geschaffen; darum hat sie ihn gleich in ihren Himmel genommen. Er ist nur zum Besuche bey Euch gewesen, ein theurer Gast auf eine kleine Weile, und hat darauf in die Heimath zurück kehren müssen, als die Tage des kurzen Besuches zu Ende waren. Ihr habt ihn hier nur gesehen, damit ihr ihn dort wieder kennet. Ihr habt ihn auf Erden besessen, damit Ihr ihn einst Euer Kind nennen dürft. Ihr habt ihn in Schwachheit, aber in Liebe in dieser Welt pflegen müssen, damit er in einer vollkommnern Euer in Liebe gedenke. Darum trauert nicht, und bittet den Heiland,

der Euer Kind in Liebe zu sich gezogen, daß er auch Euch immer mehr zu sich ziehe, und vergesset nicht, daß einen fröhlichen Geber Gott lieb hat.

Vater und Mutter reichten uns die Hand. Wir wünschten ihnen nochmahls den Trost des Glaubens und verließen in einer eigenen Stimmung das Haus.

Die Pfarrfrau hatte wenig reden können. Weinend hielt sie ihren Adolf fest, der stumm und ganz verlegen auf die Leiche blickte. Als wir nun aus dem Hause waren, und unsern Weg fortsetzten, fragte er: Mutter, war das Kind todt? Die Mutter nahm ihn in ihre Arme, ein großer Schmerz schien in ihrem Herzen zu kämpfen und schluchzend sagte sie mit einem Blicke gen Himmel: Des Herrn Wille geschehe!

Schweigend gingen wir neben einander.

Nach einer Weile fiel mir es auf, wie sonderbar dieser Besuch mit dem Kinderfeste zusammen falle. Der Frühlingstag im Herbste, Adolfs Freudigkeit, dann die Erinnerung an die eigene Jugend hatten mich für das Fest, zu dem wir gingen, in eine angemessene, kindliche Stimmung versetzt. Aber was uns in jenem Hause begegnet war, schien einen dunkeln Ernst herein zu tragen. Indem ich die Auflösung dieses Widerstreites in einem dritten, höhern Gedanken suchte, lag das freundliche Dorf in seiner lieblichen Stille vor uns. Die festlich gekleideten Kindlein eilten auf dem Wege vor uns hin, und nicht lange dauerte es, so fing das erste Geläut an.

Im Dorfe war alles voll Leben. Die Haufen der Landleute standen erwartungsvoll bey der Kirche, bey der Schule, auf dem Marktplatze. Wir mußten unaufhörlich grüßen. Im Pfarrhause trafen wir noch einen andern lieben Amtsbruder mit seiner Gattin, und wünschten

dem Pfarrer des Orts Gottes Segen zu seinem Feste. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Das zweyte Geläut begann. Wir folgten dem Pfarrer in die Schule. Die Kinder hatten sich auf dem geräumigen Schulplatze, je zwey und zwey geordnet, erst die Knaben, dann die Mädchen, in lange Reihen gestellt. Der Pfarrer both den Kindern seinen Gruß, und wie er durch die Reihen ging, reichten ihm die fröhlichen Kinder ihre Händchen. Dann drückte er dem alten Schulmeister die Hände. Der würdige Greis, der schon die Väter und Mütter dieser Kinder unterwiesen hatte, stand mit sichtbarer Rührung und einer kindlichen Freudigkeit unter dem zweyten Geschlechte, dem er Lehrer war.

Die dieses Jahr eingesegnet waren, wollten noch gerne Kinder bleiben und hatten sich den Reihen angeschlossen. Auf diese folgten, um den Gesang vierstimmig zu machen, einige Schullehrer aus der Nachbarschaft mit ihren Gehülfen. Vor dem Schulhause begann der Gesang. Uns,

die wir etwas abstanden, klangen Gesang und Geläut in einander, und bildeten eine Tonkunst im großen Style, die freylich auch nur unter freyem Himmel in dem großen Gotteshause an ihrer Stelle ist.

Nach dem ersten Verse setzte sich der Zug in Bewegung. Vorauf ging der Schullehrer mit den kleinen Kindern. An ihrer Spitze war das jüngste, ein blondes Lockenköpfchen mit himmelblauen Augen, das noch geführt werden mußte. Ein glänzendes Band zog sich durch seine Haare; blendend weiß war seine Haut, wie sein Anzug, rosenfarben die Wangen, wie die Schleifen seines Kleides, und eine seltene Mischung von Ernst und Freundlichkeit lag in seinem Wesen. Zwey größere Kinder trugen einen Korb vor ihm her, aus dem es den Weg mit Blumen bestreute, und dann immer wieder in die Höhe sah, als suche es den Himmel. Sein Gang war unsicher, er unterschied sich sichtbar von dem derben Zutreten größerer Kinder und selbst wenn

es in den Blumenkorb langte, schien es eine gewisse Scheu an den Tag zu legen, die alle Zuschauer ergriff.

Zu beyden Seiten hatten sich die Erwachsenen gestellt. Die Kinder zogen singend hindurch. Wo sich das kleine Blumen streuende Kind zeigte, da staunte die Menge, überall hörte man den Ausruf des Wohlgefallens und einige Mütter, denen ihre Kinder gestorbeu, fingen bey dem Anblick zu weinen an, denn es war ihnen, als sähen sie das Engelsbild ihrer verklärten Kleinen.

Zwischen den kleinern und etwas größern Kindern ging der Pfarrer. Die Confirmanden beschlossen den Zug. Treflich stieg der vierstimmige Gesang empor, und erfüllte das Dorf und die Gemüther. Der Zug ging um die Kirche, dann zum Kirchhof. Wie er an die Stelle kam, wo die Kinder beerdigt werden, öffneten auch die übrigen Kinder ihre Hände, in denen jeder einen Strauß von Gräsern und Herbstblumen

trug und warfen das Opfer der Liebe auf die Gräber ihrer Gespielen. Als sie die ganze Stelle umzogen hatten, bogen sie sich rechts zum Grabstein des letzten hier verstorbenen Pfarrherrn, der die meisten von ihnen noch getauft hatte. Sie hingen an dem Denksteine einen großen Kranz auf, in dem viele Vergißmeinnicht zu erkennen waren. Dann ging es in die Kirche. Aus dem freyen, großen Gotteshause zog sich der Gesang in das, welches mit Menschenhänden gemacht war. Wir waren voran gegangen und empfingen jenen eigenen Eindruck eines erst fernen, dann immer näher kommenden, endlich laut in die Kirche hereinschallenden Gesanges. Er wurde immer stärker und stärker, so wie immer mehrere Glieder des Zuges in der Kirche anlangten. Drinnen erklangen schon die leisen, feinen Töne der kleinen Kinder, als draussen noch die stärkern und gröbern der Erwachsenen in der Ferne erschalleten. Da fiel die Orgel ein. Das macht einen Eindruck, von dem jeder, der ihn einmahl erfahren, gestehen muß, daß es nichts

gibt, was die Seele in solchem Grade zum Gottesdienste vorbereitet und eine so lebhafte Ahnung von seiner Herrlichkeit einflößt. Es ist, als zöge die ganze Welt, singend und bethend, in den heiligen Tempel des Herrn.

Der Gesang endete. Die Orgel spann leise in freyen Ergüssen und Wendungen die Singweise fort. Die Kinder ordneten sich auf dem Chore und die Erwachsenen auf ihren Sitzen. Dann begann der eigentliche Gottesdienst mit einem Wechselgesange, in dem die Gemeinde also die Kinder anredet:

O liebe Kinder, seyd bereit,
Mit uns vor Gott zu treten! u. s. w.

Die Kinder antworteten in einer andern Singweise:

Hier sind wir, unserm Gott und Herrn
Vereint ein Lied zu singen. u. s. w.

So ging es noch einige Mahl in wechselnden Anreden und Antworten zwischen der Gemeinde und den Kindern fort. Es war, als wenn ein untergehendes und ein kommendes Geschlecht vor Gott ständen und ein heiliges Gespräch bildeten von ihrem künftigen Zusammenseyn dort oben.

Der Pfarrer trat vor den Altar und sprach zuerst im Allgemeinen, wie schön es sey, daß alljährlich ein Fest der Engel gefeyert werde, und wie es unsrer Zeit eben nicht zum guten Zeugnisse gereiche, daß dieser Bothen des Herrn, dieser seligen Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit, so sehr vergessen wird. Aber, fuhr er fort, die Betrachtung auf eine andere Seite lenkend, ein solches Fest darf nicht ohne besondere Theilnahme der Kinder bleiben. Das darf ja schon jedes andere kirchliche Fest nicht. Sind unsre Kinder doch so genau in unser ganzes Leben verflochten, daß ein Vater und eine Mutter sich kein Bild von der Zukunft in irdischer oder gar himm-

lischer Ferne entwerfen kann, in dem sie nicht vorkommen? Sie sind freylich scheinbar die Geringern in der Menschheit. Aber ruht nicht überall das Große auf dem scheinbar Geringern und wird nicht das ganze menschliche Leben mit allen seinen Freuden, Leiden und Sorgen größtentheils von der Kinderschaar, als die Grundlage von dem Allen getragen? Wenn sich nun diese Kleinen so tief in unser ganzes Daseyn verweben, wie könnten wir ihrer entbehren, wenn sein Silberblick, ich meine, ein Festtag erscheint? Kein Fest ist ein inniges, an dem Kinder fehlen, und auch kein allgemeines, da es ja mehr Kinder als Erwachsene gibt und selbst kein herrliches, da ja nur Kinder im vollen Sinne des Wortes zu feyern verstehen. Wir Erwachsenen müssen erst wieder Kinder geworden und wiedergeboren seyn, um zu feyern, wie sie feyern. Sehet das leuchtende Auge, den warmen, fröhlichen Blick, die heitere Gehobenheit eines festlich gekleideten Kindes, und seine Begierde sich mitzutheilen und alles in seine Freude hereinzuziehen,

— das ist der rechte Festsinn. Darum sind häusliche Feste so schön, weil die Kinder einen so großen Theil von ihnen ausmachen. Und aus demselbigen Grunde nahm der Herr, unser Gott, bey der Anordnung des Passah=Festes für Israel so bestimmte Rücksicht auf die Kinder. Dieß alles hat auch uns veranlaßt, das frohe Fest, das der Tag Michaelis herbeyführt, an dem wir der Wesen gedenken, die mehr sind, als wir, besonders mit denjenigen, und für diejenigen zu feyern, welche nach weltlicher Meinung weniger sind, als wir, die aber der heilige Menschenkenner uns zum Muster aufstellt.

Nun trat der geistvolle und kindliche Mann unter seine Schäflein, ein treuer Hirt. Er unterredete sich mit ihnen über die schöne Geschichte aus dem Leben des Herrn, als die Jünger die Mütter anfuhren, die ihre Kinder zu Jesu brachten, daß er sie anrührete; wie Er unwillig war, da er das sahe und sprach: Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn

solcher ist das Reich Gottes, und wie nun der heilige Kinderfreund sie auf seine Arme nahm, und sie herzete, die Hände auf sie legte und sie segnete.

Der Amtsbruder besitzt eine außerordentliche Gabe, sich zu den Kindern herabzulassen und sie alsdann zu sich hinaufzuziehen. In der vollen Versammlung sprachen die Kinder mit der Freymüthigkeit, die sie sonst nur im vertraulichen Zweygespräch äußern, und es kam manche Antwort an den Tag, deren tiefer Sinn den Erwachsenen fast zu tief war. Aus der ganzen Unterredung sprach ein so frommer Sinn der Demuth und Liebe; es war alles so ernst und doch so freundlich, und in den Kindern zeigte sich eine so warme Liebe zu dem Kinderfreunde, der im Himmel wohnt, daß die Gemeinde mit Thränen in den Augen zuhörte und nicht wußte, wie ihr geschah. Endlich rief der Pfarrer aus, den Blick gen Himmel gerichtet: Vater, aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du

Dir Lob zugerichtet! Höre in Gnaden ihr Loblied! — Er wandte sich darauf zu den Kindern und forderte sie auf, ihr Lieblingslied zu singen. Da erhoben sich ihre zarten Stimmen und sangen allein jenes köstliche, unvergeßliche Lied eines ehrwürdigen, kindlichen Mannes, der es wünschte, damahls gelebt zu haben, als der Herr auf Erden wallte, daß auch seine Thräne dem Heilande gebebt hätte. Dieses Lied führt uns die ganze Geschichte vor, wie der Herr die Kindlein segnet. Die Kinder begannen.

Heil uns! des Vaters Ebenbild,
Das droben herrlich thronet,
Hat hier auf Erden hehr und mild
Gewandelt und gewohnet!
Und seine Huld und Herrlichkeit
Umhüllt' ein schlichtes Pilgerkleid.

Mit großer Rührung hörte die Gemeinde den Gesang und man fühlte es der Versammlung an, daß es einen ungemeinen Eindruck machte.

Der Pfarrer stand indeß wieder vor dem Altare und nahm das Wort, das nun an die Gemeinde gerichtet war. Er legte ihr ans Herz, was der Herr von ihr fordere, wenn er gebiethet: Laßt die Kindlein zu mir kommen! Doch hielt er sich nicht zu lange dabey auf, da er oft, wo es die Gelegenheit gab, über diesen Gegenstand sprach. Er verweilte länger bey den folgenden Worten: Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt, als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen, und folgerte aus denselben einen Gedanken, der als die Krone aller Betrachtungen an Kinderfesten angesehen werden muß. Seine Darstellung begann bey dem, was man Unschuld der Kinder nennt. Er pries sie als etwas überaus Herrliches, aber nachdem ihr das gebührende Lob wiederfahren war, erklärte er, daß doch diese äußerliche Unschuld noch nicht die rechte sey. Im Verhältniß des Menschen zum Menschen sey allerdings das Kind schuldlos, verglichen mit den Erwachsenen. Aber vor Gott sey kein Mensch von Natur schuld=

los, und die allgemeine Gebrechlichkeit so wohl, als der Mangel an vollkommner Gerechtigkeit, welche allein vor Gott gilt, finde sich bey den Kindern, wie bey den Alten, und beyden, ihnen wie uns, thun eine höhere, göttliche Unschuld Noth, die auch vor jenen Augen besteht, die da sind wie Feuerflammen. Wo kein Gefühl der Schuld mehr im Innern wohnt, das nicht verklärt wird in Gewißheit der Vergebung, wo der Geist aus der Höhe in uns das höchste Wesen Vater nennt, und uns das Zeugniß gibt, daß wir seine Kinder sind: da ist bey Alten und Jungen die rechte Unschuld, und die soll, wie bey denen, welche am Anger spielen, so auch bey denen, welche graue Haare tragen, den Werth und reinen Adel des Daseyns ausmachen. Was wir gewöhnlich Unschuld der Kinder nennen, ist nur das irdische Abbild von jener wahren Unschuld, und damit man beyde ja nicht verwechsele, müsse jene Unschuld untergehen und mit den Jahren schwinden, und einem andern Abbilde Platz machen, dem Feuer der Jugend, und die-

ses wieder einem andern, der Kraft des Mannes, und dieses endlich wieder einem andern, der Weisheit des Alters. Alle diese Abbilder sind ehrwürdig, in menschlicher Hinsicht, aber ihr wahrer Werth wohnt ihnen nur dann ein, wenn sie in das, was sie abbilden, verwandelt werden. Ob das geschehen, kann man dann sehen, wenn sie bleiben, denn das Göttliche vergeht nicht. Die Unschuld der Kindheit muß sich in Gewißheit der Vergebung, der Jugend Feuer in Liebe zum Herrn, des Mannes Kraft in Gewalt des Glaubens und des Alters Weisheit in Erleuchtung verwandeln. Was so verwandelt worden, habe seinen Zweck erreicht und was so umgestaltet ist, das bleibet ewiglich. Ist diese Unschuld wahre Unschuld geworden, so schwindet sie nicht in den versuchungsvollen Jahren des Jünglings, man erblickt sie noch im Herzen des Mannes mitten unter den Sorgen des Lebens, und selbst bey den Entsagungen des Alters wohnt sie in der Brust des Greises. In diesem Sinne könne man von einem wahrhaften Christen sagen, er

werde nie alt. Das Beste aus der Kindheit hat er bewahrt, und er bleibt in seiner heiligen Unschuld, Liebe und Kraft immer jung, wenn der Körper auch Meldung genug thut, daß seine gute Zeit vorüber sey.

Hier lenkte der Pfarrer zu dem Worte des Herrn zurück, wovon er ausgegangen und lehrte uns, wie diese höhere Unschuld die Folge sey, wenn man das Reich Gottes empfängt als ein Kindlein, und daß man als ein solches empfange, wenn man in unverstellter Demuth und zweifellosem Glauben sich zum Herrn nahe. Dann ermahnte er uns, die Wehmuth, welche Erwachsene beym Anblicke des Glückes der Kinder empfinden, und die Sehnsucht in die Kindheit zurück, welche die Erinnerung an dieselbe in uns erweckt, doch ja nicht anders zu betrachten, als einen göttlichen Zug zu dieser höhern Unschuld und darum ihm freudig zu folgen, damit wir, wenn wir es nicht geblieben, als Jünglinge, Männer und Greise doch wieder Kinder

würden. Dazu verhieß er aus dem Munde des Herrn den Bittenden Empfang und den Suchenden ein seliges Finden.

Es wurde ein Schlußgesang gesungen, der Segen des Herrn gesprochen und die Kinder zogen zur Schule zurück.

Die ganze Feyer hatte mich erbaut; aber die Rede beym Schluß ergriff mich so mächtig, daß ich mich kaum enthalten konnte, dem Amtsbruder mitten in dem Zuge zu danken. Ich hatte die Auflösung des Gegensatzes gefunden, welche ich auf dem Heimwege suchte. Die ganze irdische Herrlichkeit der Kindheit war mir zuerst in dem lenzartigen Herbsttage, in den Erinnerungen, welche das Lied geweckt, und in den Spielen meines Sohnes aufgegangen. Aber ich sollte gelehrt werden, daß sie nicht bleiben könne und solle, damit die höhere Herrlichkeit der wahren Unschuld aufgehe, darum wurde ich zu der Kindesleiche und dem Anblick des Todes geführt,

ohne dessen geistliches Gegenbild ja das neue Leben voll Unschuld nicht geboren werden kann. Ich fühlte mich unaussprechlich selig, daß jene Gegensätze in einem höhern Zustande gelöset waren, und verlor mich im Anstaunen der Schönheit und des Reichthums des Evangelii, das nichts Edles und Schönes im Leben will untergehen lassen, sondern in einem höhern Sinne für immer wiederschenkt, wenn es verloren.

Bey der Schule sprach der würdige alte Schulmeister noch einige Worte zu den Kindern, zu dem Pfarrer und der Gemeinde, die bis hierher gefolgt war. Er weinte selbst und die ganze Versammlung weinte mit ihm. Für den Fremden sogar war es rührend zu sehen, welch ein Geist der Eintracht, der Liebe und des Zusammenwirkens von allen Seiten in dieser Gemeinde herrscht. Die Kinder küßten dem ehrwürdigen Greise die Hand, die Väter und Mütter kamen in großer Bewegung des Herzens zu ihm, der Pfarrer umarmte den ehrwürdigen Greis,

und dann nahmen die Aeltern ihre Kindlein bey der Hand und führten sie heim.

Wir begleiteten den Pfarrer in seine Amtswohnung. Als wir in dem baumreichen Hofe angelangt waren, kamen mehrere Männer und Frauen aus der Gemeine, unter denen so gar viele bejahrte waren und blieben fern ab stehen, als wagten sie es nicht, herzuzutreten. Der Pfarrer ging auf sie zu. Da trat eine alte Mutter hervor und bath ihren Seelsorger um das schöne Lied, das die Kinder gesungen; es sey ihr ins Herz gedrungen, sie könne nicht sagen, wie ihr dabey geworden, und den übrigen sey es nicht anders zu Muthe gewesen. Der Herr Pfarrer möge es ihr doch verschaffen, sie wolle es in ihren alten Tagen noch lernen, und bey der Arbeit singen. Besonders jene Worte: Ach, hätt' auch damahls ich gelebt, als Er auf Erden wallte, — hätten sie so erfreut, daß sie dieselben nicht vergessen können. Diesen Wunsch habe sie schon oft gehabt, aber nicht gewagt,

ihn zu äußern. Nun stehe er in dem Liede so schön und frey ausgedrückt. Sie wolle das Lied fleißig singen, bis sie einst drüben mit Ihm wandeln könne, den sie hienieden mit leiblichen Augen zu sehen, nicht gewürdigt worden. Der Pfarrer freute sich über diese Aeußerungen, und versprach den lieben Leuten, sie noch heute mit einer Abschrift des Liedes zu beschenken.

Unser geliebter Amtsbruder war noch unverheirathet. Still und einsam lebte er im Pfarrhause. Die Gemeinde war seine Braut, und ihre Kinder waren seine Kinder. Dennoch war für diesen Tag alles so sorgfältig im Hause für viele Gäste angeordnet, als wenn eine Pfarrfrau es beschickt hätte. Die Nachbarinnen hätten mit dieser Mühe ihrem theuern Pfarrherrn eine Freude machen wollen. Der alte Meister mit seinen Amtsgenossen kamen zu uns. Die Gesellschaft mehrte sich und füllte den großen Saal des Hauses, der selten, aber dann immer geliebte und dankbare Gäste umschließt. Wir setzten uns um

den festlich beladenen Tisch, die beyden Pfarrfrauen versahen das Amt der Hausfrau, nicht ohne einige leise Scherze über des Amtsbruders Verlassenheit. Aber das störte den Ernst des Hauptgespräches nicht, der ein heiterer Ernst war. Den ehrwürdigen Greis hatten wir oben an gesetzt. Er sprach viel über die Kindheit und wie ihm immer jener höhere Sinn, der in ihr liege, wichtig gewesen. Er müsse bekennen, in diesem heiligen Sinne derselben habe er für sein Amt die Weihe empfangen, und in dem Amte Kraft und Freudigkeit. Daß der Pfarrherr ihn heute so erbaulich hervorgehoben, habe ihn überrascht, aber wahrhaft gestärkt. Er begreife nicht, wie man ohne die Richtung, welche die Lehre von der höhern Unschuld dem Amte gibt, seiner auf die Dauer froh bleiben könne.

Das Gespräch wurde allgemeiner. Man kam auf die Art und Weise, wie man in jener Unschuld das Ziel der Erziehung, so wie ihren Anfang suchen müsse, welche Schwierigkeiten sich

dabey ergeben, und wie keiner ein christlicher Lehrer und Vater seyn kann, der nicht selbst diese Unschuld besitze. Um zu solcher Unschuld zu erziehen, und um solche Unschuldige zu behandeln, müsse man schlechterdings selbst in solchem Sinne unschuldig seyn. Dadurch kam man auf die Verbindung der Schule mit der Kirche zu reden, und einer der anwesenden Geistlichen meinte, selbst eine Taufrede könne nicht seyn, was sie seyn solle, wenn dem Geistlichen diese höhere Unschuld mangelt.

Ich habe die Schwachheit, mit vorzüglicher Vorliebe diesen Theil der Amtsführung zu betrachten, und hielt das Gespräch auf diesem Punkte fest. Wir fanden in einer Taufgesellschaft die vertraulichste unter allen kirchlichen Versammlungen. Das Kind, die Mutter, der Vater, die Großältern, die nächsten Verwandten und Freunde sind zusammen; aus den Gesprächen über das, was der Herr aufs neue gethan an dieser Familie, erhebt sich der Pfarrer und

benutzt diesen oder jenen Umstand, um eine ernste Betrachtung anzustellen, daß die Gemüther zu der Feyer des Sacramentes vorbereitet werden. Bald lächelt der Täufling und es wird von der Freude geredet, die mit dem Frieden der Unschuld verknüpft ist. Bald weint ein anderer und man sucht die tiefere Bedeutung dieser Beobachtung auf. Jetzt bemerkt ein Anwesender, wie des Kindes erste willkührliche Bewegung ein Hinwenden des Auges zum Lichte ist und es wird gehandelt von der Sehnsucht nach Licht, die unserer Seele einwohnen soll. Dann sprechen die Frauen von dem genauen Bande zwischen Mutter und Kind, wornach das Kind die Nähe der Mutter so gern mit der bequemen Wiege vertauscht und das gibt Veranlassung von der Sehnsucht nach Wärme und Liebe zu reden. Nun spielen die ältern Kinder zu den Füßen des Vaters und man findet, daß Anhänglichkeit an die Mutter, Nachahmung des Vaters die beyden Grundkräfte in der Entwickelung des Kindes ausmachen, und sich hernach in Glauben an

Christum und in Nachfolge Christi umbilden sollen. So zeigt es sich bey diesen Gelegenheiten von unzähligen Seiten, wie es des Herrn Wille ist, daß die Erlösung erst menschlich gelernt werden müsse, ehe sie göttlich empfangen wird und alle solche Reden, wie sie unmittelbar dem Leben und der Gegenwart entspringen, klären über diese heilige Regel auf, und enden in jenem großen Gedanken von der Unschuld in Christo, die der Erfolg wie der Anfang der Erziehung und die Kraft ihrer Ausführung seyn soll.

Jeder erzählte aus seinem eigenen Leben die Geschichte solcher Tauffeste. So kam der Abend herbey. Die Frauen trieben zum Aufbruch. Es ist kein Wunder, daß unser Gespräch nur über Einen Gegenstand sich verbreitet hat, sagte der ehrwürdige Schulmeister, als er aufstand, ich sehe, wir haben hier das köstliche Gemälde von Jesu wie er die Kindlein segnet, neben uns hangen. Der Pfarrer, ein Freund der Kunst, hatte das trefliche Stück erst in den letzten Ta-

gen erhalten. Er hatte uns zur Erhöhung des Festes damit überraschen wollen, aber es war das Gespräch gleich so lebhaft geworden, daß er es nicht hatte unterbrechen mögen. Wir sahen es und bewunderten die Gabe, mit Pinsel und Farbe so hohe Gedanken sichtbar darstellen zu können. Alles sprach in diesem Bilde: Werdet wie die Kindlein! Wir fanden es sehr angemessen, daß dieß Bild zuletzt vorgekommen, nachdem sein Gedanke von allen Seiten in die Rede gezogen war, damit des Bildes Eindruck, durch keine spätern Gespräche verwischt, in jedem Gemüthe das Andenken an dieß schöne Kinderfest bewahren könne.

Adolf hatte sich früher dem Zuge zugesellt und war bey den Kindern geblieben. Jetzt war er mit ihnen im Pfarrhofe. Die Mutter rief ihn und schnell zu gehorchen gewöhnt, verließ er seine Gespielen und wußte der Mutter nicht genug von den guten Kindern zu erzählen. Sie

nahm ihn bey der Hand und wir gingen im Abendrothe heim.

Als wir bey dem Hause, das aus den Bäumen hervorblickt, anlangten, sahen wir vor uns die Leiche des lächelnden Knaben wegtragen, und eine große Menge von Freunden die trauernden Aeltern zum Grabe begleiten.

Glückliche Aeltern, rief der Pfarrer, glücklich mitten in Euerm Schmerze! Euer Sohn ist in zweifacher Unschuld heimgegangen.

****

6.

Der Thomastag.

Es gibt zuweilen Wintertage, die bestimmt zu seyn scheinen, äußerlich und innerlich den Jammer dieses armen Lebens auf Erden abzubilden.

Ein solcher Tag kam mir heute. Gott Lob, daß er der kürzeste des Jahres war!

In der langen Nacht hatte kein Stern geschienen. Spät wich die dicke Finsterniß. Matt war das Licht des Tages. Es fielen einige

Schneeflocken, aber sie zerflossen in dem Augenblicke, wo sie die Erde berührten. Seit mehrern Tagen hatte es gethaut. Hier und da lag altes, braunes Eis. Die Luft war nicht kalt, aber naß.

Die vorhergehenden Tage hatte ich größtentheils unter Armen und Kranken zubringen müssen. Die Klagetöne der ersten schwebten noch um mein Ohr und bey demjenigen unter den Kranken, bey dem ich gestern Abend zuletzt gewesen, hatte ich nichts als den Anblick einer trostlos unentschiedenen Seele geholt.

Ich war mit körperlichem Schmerzgefühl aufgestanden. In meinem Innern war es nicht besser bestellt. Es haftete eine lästige Trägheit in meinem Herzen. In meinem Geiste fehlte Klarheit und Leben. In mir, außer mir war es öde und dunkel. Der Glaube war nicht erstorben, aber es fehlte ihn alle Freudigkeit. Das Ge-

fühl des geistlichen Elendes schien allein mein ganzes Gemüth auszufüllen.

Es war nicht mehr frühe; doch mußte noch auf der Bücherstube ein Licht brennen. Feuchte Nebel lagen auf dem Thale. An den Fenstern rasselte der Regen.

Da klang das erste Geläut des Sonntags. Die bekannten Töne weckten alte, liebe Erinnerungen; aber sie dienten nur, wie Blitze, die Dunkelheit, in der ich mich befand, recht sichtbar zu machen. Ich ergriff das Wort Gottes. Ich schlug auf und unwillkührlich traf mein Blick auf den Psalm, in dem die Verheissung gegeben wird: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen, nachdem es vorher heißt: Wolken und Dunkel sind um den Herrn her!

Das war ein rechtes Wort des Trostes für meine leidende Seele. Ich hielt mich an ihm

fest. Ich nahm es auf als eine Gottes Gabe. Ich verlor mich in ihm und vergaß, was mich von innen und von außen drückte. Ich ließ es nicht, bis ich gesegnet war und ich wurde es. So getröstet, beschloß ich über dieses köstliche Wort zu predigen, und es lehrend, selber immer mehr von ihm zu lernen.

Das zweyte Geläut scholl dumpf über die Stadt hin. Die Straßen waren leer; die Kirche nicht voll. Doch war es auch nicht still in ihr, was sonst wohl kleinere Versammlungen um so erbaulicher macht. Die der Witterung zum Trotz des Herrn Haus gesucht hatten, — wann sollte man es mehr suchen, als an solchen Tagen? — waren zum Theil erkältet. Es schien auch hier, als solle Gottes Wort allein der Menschen Seele erheben.

Der Gottesdienst begann mit dem Gesange:

Kommst du, kommst du, Licht der Heiden?
Ja, du kommst und säumest nicht,
Weil du weißt, was uns gebricht,
O du starker Trost im Leiden! u. s. w.

Unterdeß hatte sich alles mehr geordnet in der Versammlung, und ich begann den Vortrag mit der Bemerkung, daß da wir in dem nun bald abgelaufenen Jahre an manchem frohen und traurigen Tage uns vor dem Herrn versammelt gesehen, jetzt die Gemeinde auch an dem kürzesten Tage des Jahres zusammen gekommen sey. Er falle dieß Mahl, wie nicht immer, auf einen Sonntag, und darum scheine es angemessen, ihn zum Gegenstande unserer Betrachtung zu machen, und seine höhere Bedeutung aufzusuchen. Die Heiden haben dieselbe schon geahnet, indem sie einige Tage nachher das Fest der siegenden, wieder steigenden Sonne gefeyert; aber unsre christlichen Väter haben sie klärer aufgefaßt, indem sie diesen Tag dem Andenken des Apostels gewidmet, der uns besonders wichtig ist durch

das Wort, das der Herr zu ihm geredet: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Nicht sehen und doch glauben! fuhr ich fort, das ist es, was uns der kürzeste Tag predigt. Aber was sollen wir dann glauben? Nun las ich die Worte der Verheissung aus dem Psalm und erklärte, daß wir sie zum Grunde unsers Nachdenkens legen wollten, damit sie uns eine Feuersäule in der Nacht würden. Das Volk Israel leitete der Herr des Tags mit einer Wolke, des Nachts mit einem hellen Feuer. Der Tag ist das Bild des irdischen Wohlseyns. Da erscheint uns das Ewige, als eine dunkle Wolkensäule, in der alle Herrlichkeit der Erde erst aufgehen muß, und warnt ernst und strenge den Glücklichen, daß er seine Hoffnung nicht setze auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott. Die Nacht ist ein Bild des Elendes auf Erden. Da leitet der Herr sein Volk mit einer hellen Feuersäule; er ist den Unglücklichen mild und gewogen; er ruft die Mühseli-

gen und Beladenen zu sich, auf daß er sie erquicke. So führt der Herr immer durch Ernst und Liebe, durch Warnung und Trost, und das ist eben die Eigenthümlichkeit des Christenthums, daß es den strengsten Ernst und die weichste Milde verbindet. Aber diese setzt jene voraus, und in den kürzesten Tagen, muß oft der strenge Ernst erscheinen, damit die Milde desto herrlicher sich hinter ihm und über ihm erhebe. Indeß ist es auffallend, daß das Evangelium ernst ist, wo die Welt uns lächelt, und lieblich, wo sie uns herbe behandelt. Doch darin besteht ja eben der Trost und die Kraft des Evangelii, darum eben ist uns ein Christus so nothwendig und so theuer, daß in ihm uns eine Welt gegeben wird, die der, in welcher wir uns von Natur befinden, gerade entgegen gesetzt ist. Jene ist eine ewige, diese eine zeitliche, jene vollkommen, diese unvollkommen, jene selig, diese elend. Weil beyde sich entgegen stehen, so gibt es begreiflich eine zwiefache Art von Menschen. Einige leben nur in dieser Welt hier unten, ande-

re aber eigentlich mit ihrem Herzen und Sinne in der höheren. Diese sind es, die in Christo gerecht vor Gott geworden, und ihnen muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen. Indem sie hienieden den Lockungen und den Verfolgungen der Welt ausgesetzt sind, und die mächtigste Welt gar in sich selbst herumtragen, da kann es nicht fehlen, daß wie Licht, so Friede des Glaubens dem armen Herzen wohl einmahl unterzugehen scheinet in dem treuen, frommen Gemüthe, aber beyde gehen doch wieder auf, denn der Glaube selbst geht nicht unter, wenn auch sein Licht für den Verstand und seine Freudigkeit fürs Herz.

Indem ich diese Gedanken, welche hier freylich nur sehr kurz angedeutet werden, vortrug, mochte ich dem gegenwärtigen Gefühl keinen Zaum anlegen, und nach allem, was der Predigt vorhergegangen, war ich in der Fähigkeit und in der Sehnsucht, die Erfahrungen über diese Wahrheiten eben nicht kurz und kärglich dar-

zustellen. Aber wenn ein irdischer Schmerz oft stärker und zerrüttend wird, wenn man ihn ausspricht und nicht selten eine zerstörende Gewalt auf das Gemüth empfängt, so ist es mit dem heiligen Schmerze ganz anderer Art. So wie man ihn im klaren Gedanken auffaßt, und in Worten vor das gläubige Gemüth hinstellt, behält er freylich seine zerstörende Kraft, aber er richtet sie nun gegen sich selbst. Wenn man in dunkeln Stunden sich einmahl solch einen Schmerz hat nennen können: so ist er schnell hinweg. Wie ich meinen Zustand dargelegt, und das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der göttlichen Verheissung bekannt hatte: da war mir auch schon wirklich Licht und Freude wieder aufgegangen. Das fühlte ich, und fand mich dadurch aufgefordert, in den Beobachtungen, die man an dem kürzesten Tage macht, bildlich die heilige Wahrheit zu erklären und zu verkündigen.

Wir begannen mit den ersten und allgemeinsten. Der Thomastag ist bey uns ein Tag, an

dem es sechzehn Stunden finster und nur acht Stunden hell ist. Wenn einmahl die Zeit vorüber ist, wo Tag und Nacht gleich lang sind, dann geht es ohne Aufhören tiefer in die Nacht herab; die Macht der Finsterniß wächset; die Fluren verlieren ihre fröhliche Farbe; die Wälder werden braun und schwarz; der Himmel überzieht sich mit Wolken, und immer früher sinkt die Sonne, immer länger weilt die Nacht, bis endlich heute die Gewalt der Dunkelheit aufs höchste steigt; zwey Drittel füllt die Nacht aus, und nur ein Drittel der Tag. Es ist der kürzeste Tag. Aber bedenke am kürzesten Tage ist es doch Tag. Das Licht kommt spät, aber es kommt doch. Es weilt nicht sehr lange, aber es ist doch da, und es sind acht Stunden, nicht Augenblicke, sondern Stunden und acht Stunden, da es Tag ist am kürzesten Tage. Freylich muß man wachen, um es zu sehen. Wir erheben uns aus dem Schlafe, dieweil es noch Nacht ist, aber wir vertrauen, daß der Tag kommt, darum ste-

hen wir auf, und alsdann erblicken wir seinen Aufgang.

Siehe, so ist es auch mit Deinem Geiste. Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. Das ist freylich eine lange Nacht, wenn du endlich die Ueberzeugung gewinnest, wie alles eitel ist unter dem Monde und dein Geist selbst der das erkennt, sündhaft. Aber stehe nur auf von den Todten, warte der Stunde, traue der Verheissung des Herrn. Dich wird Christus erleuchten. Fürchte nicht und glaube nur. Du wirst gerecht werden in ihm und das Licht wird dir aufgehen und die Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Festtag des Glaubens.

Wir gingen zu einer andern Beobachtung über. Es ist zwar hell am kürzesten Tage, aber

die Sonne läßt sich selten sehen und wenn sie sich sehen läßt, doch so kurz und matt. Wir fragten nach dem Grunde. Es ziemte sich nicht, in Erörterungen einzugehen, die der Wissenschaft angehören, und es wurde nur die Hauptsache angeführt, welche die Untersuchungen der Sternkundigen herausgebracht. Wenn der kürzeste Tag erscheint, sind wir der Sonne am nächsten. Im ganzen Jahre sind wir ihr so nahe nicht, als an diesem Tage. Aber unsere Stellung gegen sie ist von der Art, daß ihre Strahlen nur schief auf unsere Gegend fallen können und darum nur matt und sehr kurze Zeit scheinen.

Siehe, gerade so verhält es sich auch, wenn dein Herz den kürzesten Tag hat. — Die Kinder Korah singen: „Gott der Herr ist Sonne!" Und diese ewige Sonne ist dir auch am nächsten, wenn du leidest. Im Leiden ist seine Liebe eine verhüllte, aber eine um so größere Liebe. Eine zärtliche Mutter ist ja nie zärtlicher, als wenn sie

straft. Und du weißt ja, daß du nur so viel Ewiges empfangen kannst, als du dem Zeitlichen entsagest, daß die Gnade so viel in dir wächset, als du in dir selbst abnimmst, und mit Einem Worte nur so viel der Herr dein Gott, das heißt, dein Eins und Alles ist, als du aufhörest, es dir selber zu seyn. Aber das weißt du auch, daß es ein schmerzlich Leiden ist, sich selbst vom Thron herabzusetzen, damit ein anderer hinaufsteige, und du wirst auch erfahren, daß das nicht leichter geschieht als wenn du eben leidest. Oder soll ich sagen, wie ich lieber möchte, siehe, im Elende ist die ewige Liebe für dich zu groß, du könntest sie in dem Augenblicke nicht fassen, wie sie dich liebt, und umpfängst und sucht, sie ist dann über das Maaß deiner Empfänglichkeit dir gewogen, denn sie ist ja eine unendliche. Da hat sie dann Mitleid mit dir, und schonet deiner Schwachheit, und hüllt sich in Kreuz und Schmerz und kommt dir in dieser Knechtesgestalt vor dein Herz, denn so kannst du sie erkennen. Aber das siehst du ja wohl, du bekümmer-

tes und Leide tragendes Herz, dir ist sie alsdann am nächsten und preiset dich selig. Wir haben ein Sprüchwort, das eben dieß sagt: Wo die Noth am größten ist, da ist der Herr am nächsten. Und Gottes Wort sagt es noch deutlicher. Die der Herr lieb hat, züchtiget er. Nur leider, wir erkennen das nicht. Dasselbe Loos theilen mit der Mutter Erde, die Menschen, ihre Kinder. So lange wir noch Staubgeborne, Kinder der Welt, und nichts weiter sind, stellen wir uns in eine schiefe Lage gegen die ewige Sonne der Gerechtigkeit und wenn sie uns am nächsten ist, setzen wir uns in ein solches Verhältniß zu ihr, daß ihre Strahlen nur matt und kurze Zeit uns berühren. Ach, das hängt uns selbst später noch an, wenn wir auch mehr sind, als Staubgeborne. Wenn wir schon Kinder Gottes geworden, dann noch erkennen wir gewöhnlich an dem kürzesten Tage nicht, daß die Sonne uns gerade am nächsten ist, und wir stellen uns ihr schief gegenüber. Aber wir sollen es erkennen, und wenn wir es erkennen, wie der Herr uns so un=

säglich zuerst geliebt, ihn wieder lieben, und diese Liebe ist die Frucht der Erfahrung, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgeht und die Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Festtag der Liebe.

Wir kamen sodann auf eine fernere Beobachtung. Am kürzesten Tage wendet es sich und und die Tage nehmen wieder zu. Das Ziel der fortschreitenden Macht der Finsterniß ist gekommen, und ist erst die längste Nacht vorüber, so werden alle folgende kürzer. Wir sind zum Wendepunkt gekommen und nicht lange dauert es mehr, denn ist der Frühling da und der Sommer folgt. Man sage nicht, daß dennoch erst nach dem kürzesten Tage der Winter eigentlich anfange, der strengste Frost erscheine und der meiste Schnee falle. Dieser Umstand ist zwar nicht zu leugnen, aber man kann alljährlich bemerken,

daß er unsere Hoffnung nicht lähmt, sondern sie noch höher hebt. Es scheint auch in der menschlichen Natur zu liegen, sich durch jedes Hinderniß, das uns aufhalten will, nur zu neuem Muthe aufgeregt zu fühlen, wenn die Erreichung des Zieles nur gewiß ist. Ueberdieß ist es ja mit dem Frühlinge nicht anders, als mit dem Winter. Er läßt sich erst am Himmel sehen, und schwebt dann in milden Lüften nach einiger Zeit auf die Erde herab. So ist auch der Winter erst am Himmel, und zieht sich denn in strengen Nächten auf die Erde nieder. Aber hat sich dort oben schon die Sonne gewendet, so mag noch so viel Frost und Schnee kommen, wir wissen, daß ihr Urtheil schon gesprochen, und daß es der wärmern Jahrszeit entgegen geht.

Siehe, dieses Bild lehret dich, wie es auch mit dir gehen werde, o gläubige Seele! Da du in deinem Kummer saßest, war dir die ewige Liebe am nächsten, sie hatte deine Sehnsucht gesehen und den stillen Seufzer deiner Brust gehört

und sie war gekommen, dich nur näher an ihr reiches, segnendes Herz zu nehmen. Sie hat es gethan und du bist ihr mehr eigen geworden. Ein neuer Abschnitt deines geistlichen Lebens hat begonnen und wenn du es auch desselben Augenblicks nicht gewahrest, die Sonnenwende ist am Himmel gewesen. Dein Leid kann nur deinen Glauben mehren. Dein Kämpfen nur das Siegen erhöhen! Ja, wenn auch sogar noch strenge Winternächte folgen sollten. Die Tage sind dir doch länger geworden seit dem kürzesten, und der Frühling des ewigen Lebens bleibt nicht aus und die Erfüllung aller deiner Bitten, die du an jenes reiche Herz voll Liebe heraufsprachest. Es ist je gewißlich wahr, dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen, und sie müssen dir immer früher aufgehen, bis sie einst nie wieder untergehen.

Der Thomastag ist ein Festtag der Hoffnung.

Wir schlossen unsere Betrachtung mit der letzten Betrachtung. Der Blick in das Reich der Natur hatte unsre Erkentnisse von dem Reiche der Gnade bewährt. Wir wandten ihn nun aus dem geistigen Leben zurück, um zu sehen, wie jenes in diesem verklärt wird. Der kürzeste Tag geht nur drey Tage vor dem Christfeste her.

Es ist von den Vätern der Kirche sicherlich nicht zufällig angeordnet, daß der kürzeste Tag, den wir einen Festtag des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung genannt haben, drey Tage vor dem Geburtsfeste dessen erscheint, der der Anfänger und Vollender des Glaubens, der Gegenstand unserer höchsten Liebe, und der Grund unserer Hoffnung ist. O nun weiset der kürzeste Tag des Jahres auf den hin, von dem wir geglaubt und erkannt haben, daß er sey Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Siehe, wie schön! Heute der kürzeste Tag und die längste Nacht im Reiche der Natur, und

dann gleich die heilige Nacht des Segens, in der das Licht in die Finsterniß schien! Jetzt noch die dunkle, verschlossene Erde, und dann der offene strahlende Himmel! Jetzt noch die verhaltenen Seufzer der armen, leidenden Menschen und dann nach dreyen Tagen der Freudenruf der Engel: Euch ist heute der Heiland geboren! Jetzt noch die irdische Klage, die nur mühsam beschwichtigt wird und dann der himmlische Lobgesang: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Kann man sich eine schönere Stellung denken? Die Adventszeit ist eine so werthe, sehnsuchtreiche und heilige Zeit; aber wann ist sie es mehr, als nahe bey ihrem Schlusse, am kürzesten Tage des Jahres? Auch an ihm feyern wir sie, aber erst, wenn er verlebt, kann die Weihnacht kommen. Du fühlst jene heilige Sehnsucht nach dem Herrn in dir, aber vorher lerne die Angst der Finsterniß, die Qual der Sünde und das Weinen der Reue kennen; dann kann der Eine, der dir alles gibt, was du bedarfst, in dir ge-

boren werden; und dann heißt es von da an auch bey dir, dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Adventstag. Das ist das Siegel auf alles andere, was er uns seyn will.

Nun begrüßten wir im Rückblick auf die ganze Betrachtung den kürzesten Tag des Jahres als einen Festtag des Glaubens, der Liebe, und der Hoffnung und feyerten ihn als höchsten Adventstag mit dem festlichen Rufe: Hosianna, gelobt sey der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Die Gemeinde wiederholte ihn in dem Schlußgesange:

Sey willkommen, o mein Heil,
Hosianna, o mein Theil
Richte du auch eine Bahn
Dir zu meinem Herzen an!

Es war unter dem Gottesdienste immer heller und lichter geworden, wie in meinem Herzen, so auch in der Natur. Jetzt als die Gemeinde ihr Hosianna anstimmte, fiel ein wohl matter, aber sehr freundlicher Sonnenschein in die Kirche. Er dauerte nicht lange, aber die ganze Gemeinde fühlte sich erhoben. Einem bewegten Gemüthe, sey es in Freud oder Leid, wird leicht jedes auffallende Ereigniß zu einem himmlischen Zeichen, wodurch der Herr zu uns redet und die der Seele eben klar gewordene Wahrheit bekräftigt. Dankbar nahm ich diesen unerwarteten Sonneuschein zu einem solchen Zeichen an und ich kann nicht läugnen, daß, wenn mir gleich das innere Licht wieder aufgegangen war, doch meinem Herzen die Freude, die ich nicht anders nen=

nen kann, als Genuß des Lichtes, erst jetzt vollständig aufging.

Wenn wir die Nähe des Herrn so lebendig fühlen, daß wir von seiner unmittelbaren Gegenwart in unserm Herzen überzeugt sind, so ist es leicht zu begreifen, wie wir nun auch außer uns bey jedem unerwarteten Ereigniß, das mit unserm innern Zustande zusammen stimmt, seine unmittelbare Wirksamkeit anerkennen. Sollten wir darin irren? Es wäre traurig, wenn das der Fall wäre, denn in unsern höchsten Augenblicken wären wir einer Täuschung anheim gefallen. Allein müssen wir nicht gestehen, daß es sicher tausend Mahl mehr Zeichen gibt, als wir ahnen? Ist das nicht so gar einer der Zwecke, den die äußere Schöpfung hat, daß sie Zeichen und Zeugniß ablegen soll? Muß nicht, wenn das ganze Reich der Natur in einem so genauen Zusammenhange mit dem Reiche der Gnade steht, wie uns die Schrift lehrt, auch das Einzelne in diesem mit dem Einzelnen in jenem

genau verbunden seyn, wenn wir dieß auch nur selten anerkennen? Und wer mag die Linie ziehen, wo die unmittelbare Wirksamkeit Gottes aufhöre und die mittelbare anfange. Dagegen mag sich aber jeder warnen lassen, so lange ihm Wahrheit theuer bleibt, nicht eine Beute des Aberglaubens zu werden. Die Gränze ist scharf gezogen, welche Glaube und Aberglaube scheidet. Keiner traue einem äußern Zeichen, bis daß Gottes Wort in ihm klar geworden. Das Wort ist unser Licht, und der einfache Glaube an dasselbe ist die einzige Gewähr gegen Schwärmerey.

Am Nachmittage wurde ich zu dem Kranken gerufen, den ich gestern Abend zuletzt besucht und dessen unentschiedenes Wesen den eigenen trüben Zustand meines Innern nur vermehrt hatte. Ich ging hin. Als ich in die Krankenstube trat, richtete er sich munter auf und ohne mich zu grüßen, rief er in raschen, fröhlichen Worten: Herr Pfarrer, nun weiß ich wieder, an wen ich glaube. Sein Blick hatte eine ge-

sunde Kraft gewonnen und auf seinem Gesichte lagen Friede und Genesung.

Mit diesem Manne hatte es sich auf besondere Weise verhalten. Er gehörte zu jenen mehr geistigen Menschen, deren körperliches Befinden meist an den Zustand der Seele gebunden ist. Ich hatte ihn schon seit Jahren als einen frommen Mann geachtet, der nicht selten eine besondere Innigkeit und Fröhlichkeit des Glaubens an den Tag legte. Seit einiger Zeit aber hatten sich diese köstlichen Gaben vermindert, er war oft trübe und traurig gestimmt und klagte, daß das gläubige Hinwenden zum Herrn von Tage zu Tage schwächer würde. Es mochten auch wohl körperliche Ursachen mitgewirkt haben, da Leib und Seele bey ihm in so genauem Einklange standen. Er war wirklich krank geworden. Aber das gestand er selbst, daß er sich der Seele nach kränker fühle, als dem Leibe nach. Er war wie einer der das Gleichgewicht verloren und hin und her schwan=

kend, nimmer Ruhe findet. Er lag in einer schweren Versuchung. Wenn er über seinen Zustand sprach, so führte er gewöhnlich die Worte des Propheten an: Dein Schade ist verzweifelt böse und deine Wunden sind unheilbar. Wies man ihn dann auf den Schluß dieser Rede des Herrn hin, wo er sagt: Aber ich will dich wieder gesund machen, dann klagte er, wie er dieß Wort nicht verstehe. Oft war man in der Furcht, daß er seinen Verstand verlieren würde. So hatte ich ihn noch gestern gefunden.

Diesen Morgen hatte man die Unvorsichtigkeit gehabt, ihm einen sehr schmerzlichen Beweis, wie wenig man den Worten der Menschen im gemeinen Leben trauen könne, nicht vorzuenthalten. Diese Wortbrüchigkeit stürzte ihn in ein bürgerliches Gedränge; aber mitten in dem Unmuthe über den Mangel an Wahrhaftigkeit des Menschen denkt er an die Fülle der Wahrhaftigkeit des Herrn. Das bewegt seine Seele. Er erinnert sich, daß unser Herr selbst in seinen Ta-

gen auf Erden immer den stärksten Beweis aus Gottes Wort führt und wenn er den vollkräftigsten Grund vorbringt, sagt: Es steht geschrieben. Er sieht es ein, daß man diesem Worte trauen könne. In demselben Augenblicke denkt er an jenes bisher nicht verstandene Wort: Ich will dich wieder gesund machen. Es ist ihm nun klar. Er glaubt dem Worte. Und wie er es glaubt, da hat er, was er glaubt. Er fühlt sich gesund an Seele und Leib. Der frühere Friede kehrt zu ihm zurück, und es ist ihm, als wenn ein Strom von Gesundheit sich durch den Körper ergieße. Der Arzt hatte ihm gerathen, aus Vorsicht sein Lager noch nicht zu verlassen, aber er war unaussprechlich heiter.

Ich staunte über die Gewalt des Gemüthes über den Körper, die ich bey diesem Manne sahe; und über die noch wunderbarere Gewalt des Glaubens. Aber auch ein Beyspiel, daß die Natur und Art des Glaubens so klar darstellt, war mir noch nie vorgekommen. Der Genesene konnte

nicht Worte genug für seinen wiedergekehrten Frieden finden, ein Ausdruck des Dankes folgte dem andern und Weib und Kinder weinten Freudenthränen über den Vater, dessen theueres Leben ihnen nun wiedergeschenkt war. Auch hier bestättigt es sich, sagte ich beym Abschiede, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgehen muß und Freude dem frommen Herzen.

Als ich heimging, ließ sich in Westen die untergehende Sonne sehen; ihre goldenen Strahlen verklärten die Erde, wie an den schönsten Abenden; hinter purpurrothen Wolken ging sie unter und ein schönes, glänzendes Abendroth stand am Himmel. Die Luft war klar geworden, und ihre steigende Kälte verkündete uns einen strengen Frost.

Das Abendroth erschien mir wie eine bildliche Weissagung des Weltunterganges. Dann hat die Erde auch ihren kürzesten Tag, aber dann wendet es sich gleichfalls. Doch kaum mit

Einem Gedanken berührte ich diese Bedeutung des Abendrothes und eine andere lag mir heute näher. Dieß ist der rothe Liebesschein, womit der Herr dunkle Tage noch am Abende schmückt, wenn er ihnen fröhliche will folgen lassen, dachte ich und kam in der reinsten, friedenvollsten Freude heim, um die Vorbereitungen auf das nahe Christfest zu beginnen.

Doch ehe ich daran gehe, habe ich mich niedergesetzt und schreibe die Geschichte dieses mir so merkwürdigen Thomastages nieder, damit ich mich in Zukunft recht lebhaft sein erinnern möge. Die Erfahrung bringt ja Hoffnung. Die Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.

****

7.

Die Einweihung zum Amte.

Ehe ich von Euch scheide, muß ich noch von einem Tage erzählen, welcher der ernsthafteste meines Lebens ist. Bey den frühern Erzählungen schwebte er mir immer vor der Seele, und sollte Euch in irgend einer von denselben eine Stimmung unverständlich geblieben seyn, so muß sie Euch klar werden, wenn ich von diesem Tage erzähle. Ich möchte ihn den Grundton nennen, der in allen andern Glockentönen wiederkehrt, und der recht eigentlich zu dem leitet,

der das ganze Leben zu einem ernsten und heitern Feste machen kann. Sollte dann auch Wort und Ton dieses Mahl ernster werden, als je vorher; sollte es mir nicht erlaubt seyn, in den ernsten Betrachtungen, welche die Erinnerung an die Einweihung zum Amte in mir hervorruft, einer leisern Empfindung und einem freundlich begleitenden Gedanken das Wort zu geben; sollte in der Erzählang von jenem feyerlichen Morgen, jeder Blick auf Umgebung und äußere Zusammenstimmung vermieden und das Auge nur auf die Bewegungen des Innern gerichtet werden müssen, so wollet Ihr deßhalb Euch nicht wegwenden. Womit könnte ich besser von Euch scheiden, als mit Ernst! Ich mag die wenigsten unter Euch kennen, die Ihr einst dieß Blatt in Eure Hand nehmt, ihr verschwisterten Gemüther, mögt ihr frommen Frauen, erfahrnen Männern oder jungen Geistlichen angehören, aber es ist die Wehmuth scheidender Liebe, mit der ich Euch jetzt in das geistige Angesicht blicke, und Wehmuth ist ernst. Hätt' ich gar ein Amt

an Dich gehabt, weil unser Herr mich dazu einmahl bey Dir gebrauchen wollte, und hätte Dir auf irgend eine Weise der Geist, der höher ist, als der Deinige und der meinige, gesagt, was für ein Ernst in diesen oft spielenden Worten verborgen gewesen: o dann ist ja zwischen uns beyden ein sehr ernstes Verhältniß eingetreten. Wir gehen nun, Du und ich, nach dieser Stunde jeder seinen Weg, und wenn wir uns auch hienieden wirklich von Angesicht nicht sehen sollen, woran ja auch wenig liegt, dann sehe ich Dich doch jenseits, wie ich hoffe, und drücke Dir die Freundeshand, daß Du unten auf der Erde mit mir zu weinen und zu glauben und fröhlich zu seyn nicht verschmäht hast, und das wird dann wieder ein sehr ernster Augenblick seyn.

So laßt mich dann, mit dem Ernsthaftesten, das ich noch zu erzählen habe, den Schluß machen. O, wenn Gott es mir gäbe, den Nachhall dieses Tages, der nie ersterben wird in meinem Herzen, treu und rein auszusprechen!

Fern sey in dieser Stunde, wie an jenem Tage, meiner Seele alles Störende! Nichts möge mein Gemüth beschäftigen, als der Abstand göttlicher Gnade und menschlicher Ohnmacht! Und wenn ich meine spätern Erfahrungen im Erzählen nicht ganz verleugnen kann, da schon seit jenem Tage ein Jahrzehend verflossen ist, so möge sich nur das hervorthun, daß seitdem mir beyde größer erscheinen!

Frühe, ehe die Sonne aufgegangen war, erwachte ich in dem fremden Lande. Bey der wichtigsten Feyer meines Lebens sollte ich unter lauter unbekannten Menschen allein seyn. Der Vater, die Mutter, die Schwestern, die Freunde und Lehrer, alle waren fern, und Ort, Gegend und Menschen mir unvertraut. Ich kannte niemand hier, als meinen Herrn und Heiland. Zwar hatte sich ein geistiges Band gestern beym Einzuge zwischen der Gemeinde und mir gebildet, allein das war noch so zart und allgemein, daß es mich nicht trösten konnte. Als ich die

Weihung zu dem Amt erhielt, das uns in den Worten der Stiftung schon auferlegte, in die Welt zu gehen, — ach ging der, welcher es stiftete, und auf Bethanien stand, nicht noch zur selben Stunde zum Vater und ließ die Jünger allein ohne seine sichtbare Gegenwart, — da sollten auch bey mir auf Ein Mahl alle Bande des ewigen Lebens durchschnitten, und ein neues begonnen werden. Aber schon das war schwer genug für den, der gewohnt war, immer nur im Kreise der Vertrauten, Liebe nehmend, Liebe gebend, ein Fest zu feyern. Indeß Eins stärkte mich. Es war die Weihe, welche der Vater vor dem Abschiede mir ertheilt und von der er gesagt hatte, es sey die dritte, welche er mir erflehe, und so könne kein Mensch sie mir wieder ertheilen, wie er in der Stille des älterlichen Hauses, als eben die Sonne zum Abschiedsmorgen aufgegangen war.

Tief fühlte ich heute in der Dämmerungsstunde, wie den Schmerz, so den Trost des hei-

tigen Tages. Ich schüttete mein Herz vor dem himmlischen Erzhirten aus, der ja der unsichtbare Freund der Seinigen ist. Dann, als der helle Tag sich verbreitete, verwandte ich die ersten Stunden, mich aus Gottes Wort zu stärken. Ich las den ersten Brief an den Timotheus, den der Apostel nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, im Beginn seiner Heidenreisen schrieb und in dem er ausruft: Wer ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstliches Werk; darauf den an den Titus, den er mehr in der Mitte seines Wirkens schrieb, und in dem er ermahnt: Halte ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann; und zuletzt den zweyten Brief an den Timotheus, den er am Ende schrieb und in dem er sagen konnte: Ich habe den Lauf vollendet und Glauben gehalten; hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit. Es ist für ein großes Glück zu achten, daß wir drey Briefe in der heil. Schrift besitzen, welche sich lediglich mit dem Amte des Worts beschäftigen, und die von dem Apostel unter so verschiedenen

Umständen verfaßt sind, daß man für jede besondere Lage, worein das Amt uns setzen mag, Licht, Kraft und Trost bey ihnen holen kann, und, wenn man sie nach einander lieset, einen Ueberblick über den ganzen Lauf eines solchen Lebens gewinnt. Oft hielt ich inne, wurde in die Tiefe einer einzelnen Aeußerung versenkt, oder hob mich an einer andern herauf. Ich fühlte, daß alle Gewalt und Seligkeit des Amtes auf dem Glauben an das Wort beruhe. Aber keines goß einen solchen Strom von Muth und Freudigkeit in meine Seele, als jenes köstliche Wort in dem letzten Briefe: Glauben wir nicht, so bleibt er treu; er kann sich selbst nicht leugnen. Unwillkührlich wurde ich an den Ausspruch eines frommen Kirchenvaters erinnert, daß wie Feuer ein Metall bewähre, so das Lehramt die Probe einer christlichen Gesinnung sey. Furchtbar ertönte in meiner Seele, was mein Vater oft von den Söhnen Aarons gesagt hatte, wegen des fremden Feuers, das nicht ungestraft auf den Altar gebracht werden dürfe. Wenn ich mein Verhält-

niß zu dem heiligen und gerechten Gott in irgend einer Erscheinung meines Lebens erfaßte, und sie einzeln vor ihm prüfte und sie nicht im Zusammenhange mit meiner ganzen Führung betrachtete: so mußte ich alle frohen Ahnungen und Triebe, alle ernsten Vorbereitungen, alle gelungenen Versuche, die von meiner Kindheit an durch die Jahre des Jünglings hindurch auf dieses Amt gingen, verdammen, denn sie waren nicht rein vor dem, der Augen hat wie Feuerflammen. Aber da goß jenes köstliche Wort den Strom von Muth und Freudigkeit in meine Seele und rief noch manche andere zu sich, unter denen vorzüglich mich folgendes ergriff: Aber das Alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt.

Eine Stunde vor dem Anfange des Gottesdienstes erschienen mit den Aeltesten die Pfarrer, welche mir die Hände auflegen sollten. Es waren drey Greise. Es freute mich, als ich sie

sahe, denn ich hatte immer gemeint, es sollten nur solche Greise weihen. Bey ihnen nehmlich pflegt sich jene Verbindung von Ernst und Milde zu finden, die sich, vom menschlichen Standpuncte aus betrachtet, zum Träger einer himmlischen Salbung eigenen. In diesem Lande hatte Gottes Gnade jene freye Gestaltung der Kirche erhalten, nach der nur Einer der Meister ist, und die übrigen Brüder. Das scheint jedem die möglichst höchste Würde, ein Diener des Wortes zu seyn; und nur das Maß der göttlichen Gabe zu Rath und That setzt den einen vor dem andern in größere Thätigkeit. Den Alten wird wegen ihrer Erfahrung besondere Achtung, und weil dieselbe freyer ist, ist sie auch inniger und tiefer.

Das Gespräch verbreitete sich über den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde Christi auf Erden, über die Hoffnungen, welche sie für die Zukunft nähren darf, und über die ersten, blühenden und lebendigen Zeiten der christlichen

und dann der wiederhergestellten Kirche. Es war so viel Festigkeit und Milde, so viel Glaube und Liebe in ihren Aeußerungen, daß die Aeltesten mit gefaltenen Händen zuhörten. Wäre ein Weltmann in diesem Augenblicke eingetreten, so hätte er gestehen müssen, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft dem Greise so angemessen sey, und keiner aus seinen Dienern in einer langen Reihe von Jahren das zu machen verstehe, was der geistliche. Wie sollte das auch fehlen, da er seinen Dienern auferlegt, sich unablässig mit den höchsten Gedanken der menschlichen Seele zu beschäftigen, sein Ohr unverrückt an den Mund der Gesandten Gottes zu halten, und was er vernommen, selbst zu leben und zu erfahren, auf daß er es predigen könne. Schweigend hörte ich dem salbungsvollen Gespräche zu und bethete im Stillen zu Gott, daß er mir verleihen möge, solchen Segen des Amtes zu empfangen.

Unter den ersten Schlägen der Glocke brachen die drey ehrwürdigen Greise auf; wir gingen zur Kirche und die Aeltesten folgten. Ich erinnere mich, wie die letztern beym Aufbruche äußerten, es werde eine halbe Stunde geläutet, es sey deshalb noch Zeit; und wie einer der Greise antwortete: es zieme den Dienern der Kirche, die ersten im Hause des Herrn zu seyn, um die Gemeinde, die aus der Welt herein kommt, zu empfangen. Mir war diese Bemerkung um so angenehmer, da sie mir Hoffnung gab, eine hinlängliche Zeit still in der schweigenden Versammlung mich auf die Feyer zu sammeln. Es gibt keine feyerlichere Vorbereitung, als eine solche.

So frühe wir in das Haus des Herrn eintraten, so war es doch schon besetzt und füllte sich mit jedem Augenblicke mehr. Bald saß jeder an seiner Stelle, die festliche Versammlung sahe sich schweigend an, und die Frömmern betheten. Das sind mir unvergeßliche Augenblicke geblieben. Eine solche Versammlung, schweigend

in heiliger Scheu vor dem Angesicht des Herrn, ist das erhabenste Bild von der Erscheinung der Welt vor dem Throne des Richters, und wenn eine solche Versammlung um die Gnade ihres allgegenwärtigen Herrn bethet, so erweckt sie unwillkührlich die Ahnung von der triumphirenden Gemeinde im Himmel. Und nun bethete diese Versammlung für einen ihr noch unbekannten Jüngling, von dem sie mehr erwartete, als er fühlte, geben zu können, für den sie aber bethete, daß der Herr es ihm für sie geben möge. Wie mir war, drücken Daniels Worte aus: Wir liegen vor Dir, Herr, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit!

Die Stille wurde durch einige ernste, würdige Töne der Orgel unterbrochen. Der Vorsänger trat vor und die Gemeine sang mit ihm den alten kunstlosen, aber gediegenen Gesang:

Ach Gott, wie herzlich liebst Du doch
Uns arme Leut' auf Erden
Daß Du uns von dem Himmel hoch
Dein Wort kund lässest werden. u. s. w.

Unter den letzten Zeilen des Gesanges trat ich auf den Lehrstuhl. Zitternd beugte ich mich nieder und bethete Worte aus den Psalmen, jenen tiefsten Seufzern aus der menschlichen Brust, geheiligt durch Gottes Geist! Darauf verlas ich die Erzählung von der Weihe des Propheten Jesaias, die in ihrem Wesen sich an jedem folgenden Diener des Wortes wiederholen muß. Der Prophet sahe in dem Jahre, da König Usias starb, den Herrn in seinem Tempel auf einem hohen, erhabenen Stuhle, die Seraphim bedecken ihr Antlitz vor ihm und einer ruft dem andern zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Wie nun der Prophet seufzet: Wehe, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippe, da kommt der Seraphim einer zu ihm geflogen, eine glühende

Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altare genommen und rührt des Propheten Mund und spricht: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerührt. Und wie nun eine Stimme gehört wird: Wen soll ich senden? wer will unser Bothe seyn? Da antwortet der geweihte Mann: Hier bin ich, sende mich!

Nachdem diese heilige Geschichte verlesen, wurde der Abstand, in dem sie mit dem Falle der Anwendung sich befand, in seiner ganzen Größe beherzigt, aber auch angedeutet, wie das Wesen der Weihung heute noch dasselbe, und in den Worten ausgesprochen sey: Vergib uns alle Sünde und thue uns wohl; so wollen wir opfern die Farren unserer Lippen. Nach dem Vorbilde eines erleuchteten Kirchenvaters, der auch sein Amt mit diesem Worte begonnen, nahm ich sie zum guten Zeichen des Anfanges. Ich zeigte, wie der Diener des Wortes ein Herz voll höherer Unschuld, die im Glauben an Jesum Christum gewonnen wird, besitzen und im

täglichen Gebeth um das Wohlthun Gottes wandeln müsse, und dann opfern könne die Farren der Lippen. Das Amt des Wortes ist eine Darbringung des Opfers der Lippen, indem es von der einen Seite die täglich wiederholte Selbstverleugnung fordert und von der andern statt der eigenen Weisheit die von Gott in seinem Worte gegebene darbringt. Die stille Heilighaltung des Amtes, die mein Herz empfand, konnte ich in diesem Gedankengange aussprechen, und schloß mit der Anrede an die geistlichen Greise: Dünkt Euch, ehrwürdige Väter, diese Gesinnung nicht ungeeignet für einen Jüngling, der sein ganzes Leben dem Dienste des göttlichen Wortes hingeben möchte; erkennt Ihr in den schwachen Worten die Spureu des Geistes, durch den wir wissen, was uns von Gott gegeben ist; haltet ihr dafür, daß ich reden dürfe, weil ich glaube? Wohlan, so rufet mich im Namen des Herrn und ich komme in diesem Namen!

Die Gemeinde sang:

Nun bitten wir den heiligen Geist u. s. w.

Die drey Greise führten mich zu der Stufe des Altars und gingen selber hinauf. Der älteste unter ihnen verlas die Worte der Stiftung des Predigtamts, die unser Herr vor seiner Himmelfahrt sprach. Dann las er die weitere Erklärung dieser Bestallung, wie er seine Jünger zu sich rief mit den Worten: Die Aernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Aernte, daß er Arbeiter in seine Aernte sende; und nun sie aussendete, ihnen Schlangenklugheit und Taubeneinfalt verhieß, und daß Er ihnen geben würde, was sie reden sollten, und vorhersagte, wie Noth und Ungemach ihnen nicht fehlen, aber sie selig seyn würden, wenn sie bis an das Ende beharreten. Nach diesen ernsten Forderungen an die Bothen des Evangelii, las er Jesu hohepriesterliches Gebeth für dieselben, und hatte so aus Gottes Wort

Stiftung, Geboth und Verheissung des Amtes dargestellt.

Indem er las, kniete schon der Einzuweihende. Es wurden ihm die drey umfassenden Fragen vorgelegt und als das bebende Ja gehöret worden, rief der Greis die Gemeinde zum Gebethe auf. Er kniete mit seinen beyden Gehülfen nieder. Nun flehete er für den künftigen Diener des Wortes, daß der Herr sein Herz reinigen, seinen Geist heiligen, seine Hand füllen, sein Auge erleuchten, sein Ohr öffnen, seine Zunge bewahren, seine Lippen rühren, sein Haupt salben, seine Lenden begürten, seine Knie erquicken und seine Füße wolle lieblich seyn lassen, wie da lieblich sind auf den Bergen die Füße der Bothen, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen und zu Zion sagen: Dein Herr ist König!

Die Greise standen auf vom Gebethe. Es war eine heilige Stille. Da legten sie mir nach

apostolischem Gebrauche die Hände auf und hießen mich empfangen den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Uebel, Stärke und Kraft zu allem Guten von der gnädigen Hand Gottes des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Der Chor fiel ein und sang leise, erst feyerlich dankend, dann innig bittend einige Verse von dem alten Liede:

Mein Gott, Dir will ich singen,
Von Herzen Lob und Dank,
Daß Du zu hohen Dingen,
Gefordert meinen Gang. u. s. w.

Derjenige unter den Greisen, den noch am meisten das Feuer der Jugend zu beseelen schien, und der in der ganzen Nachbarschaft durch die Gabe des beredten Mundes bekannt war, nahm das Wort, und indem er brüderlich dem jungen Bruder Glück wünschte, äußerte er, daß man zu keinem andern Amte in der Welt so Glück

wünschen könne, als zu dem, das die Versöhnung predigt. Er nannte dieses Amt, das die Versöhnung predigt, ein Amt des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes ist, und jene heilige Klarheit hat, mit Nachdruck ein Amt des Wortes. Um des Wortes willen, das zur Gemeinde geredet worden, sey sie, wie weiland die Apostel, rein geworden, und nun ein auserwähltes Geschlecht und ein königlich Priesterthum. Darum kann es in einem priesterlichen Volke nicht einen besondern priesterlichen Stand geben. In den Zeiten der Weissagung habe derselbe eine prophetische Bedeutung gehabt, die nun erfüllt sey. Ist denn ein Diener des Worts, ein Mann, der es nicht allein wagen darf, sondern so gar das Amt hat, Gottes Wort an die Menschen zu bringen, nicht unvergleichlich mehr in einem priesterlichen Volke, als ein durch menschliche Abgränzung erhöhter Priester in einem Volke, welches sich im Gegensatze gegen ihn als das gemeine betrachten muß? Hierin liegt die **Würde** des Amts, eine Würde, die

freylich das sinnliche Auge nicht sieht, sondern nur das Auge, welches im Stande ist, auch ein königlich Priesterthum zu sehen. Daß jede Wirksamkeit durchs Wort etwas Wunderbares hat, wollte der Redner nicht weiter ausführen, und berührte nur, wie durch das geringste Mittel, durch ein Wort, einen Hauch des Mundes, das Höchste, eine Veränderung in menschlichen Seelen hervorgebracht werde. Aber, rief er aus, wie heilig ist dieses Mittel in dem Amt, das wir zu führen gewürdigt sind! Es ist Gottes Wort, Strahl des ewigen Lichtes in unsre Finsterniß, Mittheilung, welche die höchste Vernunft an unsere gefallene macht. Und nun kam er darauf, wie selig der Zweck des Amtes sey, nicht Veränderung bloß, sondern gänzliche Veredlung der menschlichen Seele, Versöhnung mit Gott, Friede in der friedelosen, Ruhe in der unruhigen, Kraft in der ohnmächtigen, Hoffnung in der furchtvollen Seele! Ein seltenes, strahlendes und dennoch mildes Feuer ergriff ihn, wie er nun zeigte, wie köstlich es sey, den Men-

schen die Lehre von der Gnade Gottes, die frohe Bothschaft von seiner allgemeinen Liebe, das einladende Wort vom Kreuze verkündigen und bitten zu dürfen an Christi Statt: Laßt Euch versöhnen mit Gott. O selber sich gerettet zu fühlen aus Nacht und Elend der Sünde und ihrer finstern Gewalt, und erst an sich selbst die Segnungen des Wortes erfahren zu haben, und dann im Freudenjubel der ersten und immer steigenden Liebe den Brüdern zuzurufen: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Kommt her zu Ihm alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Er will euch erquicken! Wer zu ihm kommt, den will Er nicht hinausstoßen! und dann zu sehen, wie das Wort überschwänglich wirkt, wie sie kommen, die Mühseligen, und gleich beym ersten Schritt finden, was sie schon aufgegeben, je zu finden, — wahrlich, das ist das Seligste, was man auf Erden empfinden kann. Es ist ja Liebe und die höchste Liebe, die auf das ewige Heil der Brüder geht. Diese Seligkeit wird im Amte als jene große Freudig-

keit des Glaubens empfunden, von welcher der Apostel schreibt, daß sie von denjenigen, welche wohl dienen, erworben werde. Von ihrer Rede gilt, was die Alten sagten, daß jedes Wort entweder ein Blitz oder ein Thautropfen sey. Ihnen wird gegeben, was sie reden sollen, und wer sie hört, vergißt sie über der Rede. Sie predigen nichts als Versöhnung und ihre Früchte, und nichts so begeistert und unaufhörlich, als Gnade, Vergebung und Frieden und darum erwarten sie es freudig, daß sie an jenem Tage aus ihren Worten gerechtfertigt werden. Doch, sagte er endlich, was soll ich mehr vorbringen, als der Geist der Weissagung selbst, der uns verheisset: Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth!

Die Gemeinde war hingerissen. Sie hing an dem Munde des Greises. Es war, wenn er einen neuen, vollwichtigen Gedanken vorbrachte,

als wenn derselbe jedes Mahl wie ein Blitz in Einem Augenblick alle Herzen und Geister der Versammlung durchzucke. Er sprach so recht eigentlich nur das Ereigniß des gegenwärtigen Augenblicks aus, und dann ist es zuweilen der Fall, daß das göttliche Wort so alle Gemüther ergreift, daß die ganze Versammlung nur Ein Gemüth zu seyn scheint. Solche Reden lassen sich nicht mit Feder und Tinte wiedergeben. Wie hätte ich auch in einer solchen Stunde die äußere Gestalt des Vortrages beachten könne. Ich habe nur erzählt, so viel mir von dem Gedankengange des Ganzen erinnerlich geblieben. Aber das weiß ich noch klar, in welchem heiligen Entzücken meine Seele unter der Anhörung dieser Rede schwebte. Der Greis schloß mit einem Segensspruche und der Chor sang, ungemein passend, aus Luthers geistvollsten Liede den Schluß, der sich für eine Einweihung eignet:

Was ich gethan hab' und gelehrt,
Das sollst du thun und lehren,
Damit das Reich Gotts werd' gemehrt
Zu Lob und seinen Ehren.
Und hüth dich für der Menschen G'satz
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laß ich dir zuletzte.

Der andere Geistliche, ein sehr milder und stiller Greis, der vielen Kummer in seinem Amt und Leben zu tragen gehabt, nahm das Wort und redete mich also an:

Wenn unser Bruder dir Glück gewünscht zu der Würde des Amtes, so laß mich dir Glück wünschen zu seiner Bürde. Preiset der Herr doch seine Apostel selig über das, was sie zu erdulden finden würden! In seinen Leiden erkennt man die Hoheit eines Amtes und der Christen Herrlichkeit hienieden ist das Kreuz! Auf dem Lehrstuhle freylich erscheint uns das Kreuz in der Ferne und läßt sich wie ein Stern

ansehen, und darum, wenn von der öffentlichen Lehre in unserm Amte die Rede ist, so ist das der rechte Ort von seiner Würde zu sprechen. Aber wenn wir von jenem Stuhle hernieder steigen und von dorther das Wort Gottes aus der großen Versammlung in die Häuser des Elendes, in die Kammern der Sterbenden, und in die Herzen der Unglücklichen tragen sollen, dann kommt uns das Kreuz so nahe, daß wir selbst es mittragen müssen. Bey der Seelsorge muß von der Bürde des Amtes geredet werden. Du hast gelobt, die Farren deiner Lippen dem Herrn zu bringen, und wir haben dich dazu eingesegnet. Jetzt fordere ich dich auf und lade dich ein mit jenem ernsten Worte: Nun habt ihr eure Hände gefüllt dem Herrn, tretet herzu und bringet her die Opfer! Ich rede nicht von der Bürde der Seelsorge in dem Sinne derer, die sich beliebig die Würde aus dem Amte herausnehmen, und die Bürde verschmähen und denen zur Strafe nun selbst die Würde hat eine Bürde werden müssen. Ich nenne die Seelsorge eine

Bürde, in so fern sie jedes Mahl mit Trauer beginnt und nicht selten in Trauer endet. Es ist der Anblick eines Lebens ohne Glauben, ohne Frieden und Hoffnung und Trost, der unser Herz zu solchem Mitleid stimmt, daß wir eilen müssen, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung und ein gnädiges Jahr des Herrn. Aber wie oft verkennt man, was wir biethen, wie oft verwirft man als Beleidigung die Frage, welche nur Liebe thut und weiset mit der Liebe auch das eigene Heil ab. Und was noch das Schlimmste ist, oft wird es angenommen und wieder aufgegeben, und die Sorgen der Welt, die Reizungen der Sünde, welche nie gewaltiger zu wirken pflegen, als gerade dann, führen sie dahin wieder zurück, woher sie eben entflohen. Doch ich bitte unsern Herrn, daß du fähig seyest, das höchste Leid und die schwerste Bürde des Amtes zu tragen, darum will ich dir auch von dem reden, was oft selbst von solchen

nicht geahnet wird, welche sich am rüstigsten erblicken lassen. Das ist jener feinste und vernichtende Schmerz, der immer folgt, wenn ein Seelsorger aufhört, im Namen des Herrn zu wirken, und in seinem eigenen fortfährt. Ich meine, wenn er, der Mensch, bekehren, er in seinem Namen zu Gott führen, in eigener Kraft erwecken und das armselige Werkzeug den Meister abgeben will. Bruder! je höher wir stehen, desto tiefer können wir fallen. So fallen Gerechte, aber sie fallen oft so tief, daß sie nicht wieder aufstehen. Das ist die Angst, die unserer Thätigkeit zur Seite geht, und deren Schmerz nur mit Geduld tragen müssen. Die Würde des Amtes fühle in seiner Freudigkeit, seine Bürde nimm in Geduld auf dich! Aber dann wirst du auch die Wonne der Geduld erfahren und das Unglaubliche verstehen, wie man leidend seliger seyn kann, als wirkend. So wird der Herr Levi's Erbe, und Er ist unser großer Lohn. Das werde dir zu Theil! Der Herr gebe dir des Amtes tiefste Leiden und ihren heiligsten Segen. Er

erfülle so an dir, was er versprochen: Ich will der Priester Herz voll Freude machen, und mein Volk soll meiner Gaben die Fülle haben, spricht der Herr!

Er endete und der Chor fiel ein mit den Worten:

Wie lieblich ist der Bothen Fuß,
Die von dem Berge kamen,
Und brachten Zion einen Gruß
In seines Königs Namen!

Zuletzt öffnete auch noch der älteste unter diesen geistlichen Greisen den Mund, derselbe, der vorher die heilige Handlung geleitet hatte. Er zeigte weder das Feuer des einen, noch die Wehmuth des andern. Es war beydes in ihm, aber es wurde bey weitem von etwas Anderm überwogen, das ich geistliche Kraft, Salbung nennen möchte. Viel ruhiger, wie der erste, viel kräftiger wie der zweyte; mit einem Feuer, an

dem das Blut wenig Theil zu haben schien, mit einer Milde, die nicht im irdischen Leide, sondern im Umgange mit der ewigen Milde gelernt war, erhaben und einfach, sprach er. Ich wage es nicht, seine Worte nachbilden zu wollen, und indem ich seinen Vortrag andeute, bin ich mir bewußt, das Tiefste und Eigenthümlichste, wie es damahls mein Gemüth auffaßte, nicht wieder geben zu können. Nur das will ich noch bemerken: wenn dort Pauli Feuer und Petri Wehmuth sichtbar zu seyn schienen, so war hier vielmehr Johannis Salbung zu gewahren.

Er begann mit der Klage, die unter jener Bürde, und selbst wohl bey der Würde des Amtes erklingt. „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist.“ Er lehrte, diese Klage müsse dem weisen Hirten kommen, der weder durch den Schimmer des Beyfalls, noch durch die Blüthen der Erweckungen sich täuschen

lasse und durch den Schein auf das Seyn blicke. Aber eben diese Klage werde der Same seines Wachsthums, wie das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sey und führe ihn über Würde und Bürde des Amtes weg zu seiner Weihe. Wenn er so einmahl geklagt in dem unbefriedigten Feuer der Liebe: dann soll er glauben lernen, obwohl er nicht siehet, und im Glauben die Saat auswerfen, wenn er auch nicht an die Garbenfreude zu reichen, hoffen darf. So wahr Gottes Wort von ihm an die Herzen der Menschen gebracht wird, und so gewiß er bey sich selbst ist, daß er dieses verkündigt und nicht Menschen Weisheit an dessen Stelle setzt, so sicher weiß er, daß seine Predigt wirken muß und gewirkt habe, wenn auch nichts davon bekannt würde. Denn also spricht der Herr! Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurück kommt; sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen: also soll das Wort, das aus mei-

nem Munde geht, auch seyn. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende. Hienieden ist ja nicht die Zeit der Aernte, sondern der Saat. Trauert der Landmann, wenn er die Wintersaat in die Erde gelegt und das Feld schwarz da liegt oder der Schnee es bedeckt? Gibt es dann irgend etwas Gefährlicheres, als die Frucht seiner Arbeit zu sehen, und muß uns das Nichtsehen nicht vorbereiten, daß wir einst ohne Sünde sehen? So bildet sich in ihm das felsenfeste Vertrauen, das da glaubet und nicht siehet! In diesem Glauben ist er heilig und der Herr erfüllet so gnädig durch seine Führung, was er so ernst gefordert: Wer den Altar anrühret, soll heilig seyn! Ein solcher Diener des Worts wirkt und lebt nicht mehr aus sich und in sich, sondern sein Leben ist mit Christo verborgen in Gott! Er ist erhaben über die Welt und selbst über den Wechsel, dem das Edle in ihr unterworfen ist. Er ist es, der jene entschlossenste Abgeschiedenheit von der Welt

in der vielseitigsten Oeffentlichkeit behaupten kann. Ihn spornt der Menschen Beyfall nicht mehr und ihn lähmt der Mangel an sichtbarem Erfolge nicht mehr. Er ist nur Diener — und steht und fällt seinem Herrn!

Auf die überraschendste Weise führte er diesen Adlergedanken des Glaubens durch alle Tiefen des geistlichen Lebens. Auf einmahl hielt er inne und sich zur Gemeinde wendend, sprach er: Rede ich hier zu Einem? Nein zu Euch allen! Zu einerley Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes sollen wir alle hinan kommen und ein vollkommner Mann werden, der da sey in der Maße des vollkommnen Alters Christi! Dann schloß er, indem er das Wort an mich richtete: Wandle deinen Weg, wie er dir gezeichnet ist! Freue dich als Jüngling der Würde des Amtes in Freudigkeit des Glaubens! Trage als Mann mit Geduld seine Bürde! Aber als Greis möge dir seine Weihe genug seyn! Amen.

Es sang die Gemeinde:

Die Lehrer der Gemeinde müssen,
Erst selbst der Gnade recht genießen,
Dann bringt ihr köstlich Amt durchaus
Auch Fried' ins Herz und Freud ins Haus!

Darauf wurde der Segen des Herrn gesprochen, und ich begann mein Amt.

Ende
des dritten und letzteu Bändchens.

In der Büschlerschen Buchhandlung in Elberfeld sind auch nachfolgende Werke zu haben:

Bilder des Lebens. Von Friedrich Ehrenberg. 3 Bände. 4 Rthlr. 12 gr.

Eine neue Reihe von Scenen innern Lebens tritt hier auf; welche sich nur dadurch von früher herausgegebenen unterscheiden, daß ihr Gehalt immer gediegener und eingreifender in das äußere Leben wird. Ein Werkchen, das sich in allen seinen Zügen so treu bleibt, ist wohl selten erschienen. Alle Ansichten zeugen von Klarheit; die Gefühle sind in einer harmonischen Reinheit gehalten, und die Bilder des Lebens in lieblicher Verklärung dargestellt. Zwischen der vergröberten Wirklichkeit und zwischen bloßen idealen Träumen, stehen diese Bilder in einem wachen Leben recht in der Mitte gehalten. Wer eine reine, reiche Gemüthswelt kennen lernen, sein eigenes Leben daran anknüpfen, beobachten und heiligen will, der nehme in geweiheten stillen Stunden dieses Büchlein zur Hand. Der letzte Band, Bilder des Lebens, ist gar lieblich zu lesen. Es ist ein süßes Selbstgespräch innerer Beobachtungen und Gefühle, in einer schönen Außenwelt. Ein sanftes Gemüth ergießt sich in die Natur, und das Symbolische und Parabolische derselben fließt in schönem Einklange wieder zurück. Es ist, als habe in dieser Weise die Idylle ihre Wirlichkeit gefunden.

Das ganze Werk ist Frucht sowohl aus der

tiefsten Erfahrung als aus umfassender Welt- und Menschenkenntniß reif hervorgegangen.

Ehestandsscenen als Folgen liebevoller Weisheit und eigensüchtiger Thorheit dargestellt, von Johann Ludw. Ewald. 3 Rthlr.

Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben, von Johann Ludw. Ewald. 4 Thle. 6 Rthlr. 8 gr.

Der Verfasser dieses Buchs hat sich als tiefer Kenner der menschlichen Herzen längst bewährt. Tausende lesen seine Schriften und lesen sie wieder. Um so mehr danken wir es ihm, daß er seinen Blick den so oft verwickelten Verhältnissen der Ehe zuwandte, und aus dem unerschöpften Schatze seiner Menschenkenntniß und seiner Erfahrungen mit so vieler Liebe das giebt, was Eltern ihren Töchtern, Gatten ihren Gattinnen oft nicht geben können. Dies Buch empfiehlt sich sowohl ältern Lesern, denen in diesem Spiegel viel eigne Erfahrungen klar werden, als Jüngern, die von diesem Compasse geleitet, manche Klippe leichter vermeiden können.

Bilder aus der Gemüthswelt. Den Freunden der Natur gewidmet. Von Dr. A. Gebauer. 1 Rthlr.

Die geheime Sprache, die in leisen Tönen durch die Natur zieht, wird zwar von allen vernommen, aber sie bleibt Tausenden unverstan-

den, und schließt ihnen dann erst ihre Schätze auf, wenn sie in den Betrachtungen eines reinen, kindlichen Gemüths, wie in einem Spiegel erkannt, wie Duft und Ton der Natur und das Morgenroth und das Abendgold zum Herzen reden. So blüht der einfache Lichtstrahl erst dann in siebenfachen Farbenkranz auf, wenn er durch den reinen Thautropfen gegangen. Ein jeder trägt eine geheime Ahnung von dieser geheimen Sprache in seiner Brust, um damit auch die Sehnsucht, den Schlüssel und das Verständniß zu finden, wodurch auch seinem Herzen die innige Bedeutung der Schöpfung aufgehn möge. In dem dargebotenen Büchlein wird dir nun, lieber Leser! das Wort gegeben, welches dein Gefühl, deine Ahnung, die tiefen Bewegungen deiner Seele bey festlichen Stunden ausspricht. Gleichwie es Orte auf Erden giebt, wo ein leises Lispeln, vom Wiederhall aufgefaßt, zu einer lauten Rede anschwillt, so wirst du an diesen lieblichen Bildern deines Innern stillverborgene Empfindung in lebendigen Zeichen lesen.

Die Morgenröthe.

„Mit Beiträgen von Louise Brachmann, „Helmine von Chezy, Ehrenberg, Caro„line und Friedrich de la Motte Fouque, „Friedrich und Ludwig Giesebrecht, Heil„mann, Franz Horn, O. H. Graf von „Loeben, Ernst Freiherr von der Malsburg, Strauß, J. G. S., Fanny Tar=

now u. m. a. herausgegeben von Aug. Gebauer, mit 1 K. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Tittel scheint viel zu versprechen. Das Werk sucht es zu halten.

Ueberall begegnet uns der milde, herrliche Geist des Christenthums. Die Abhandlungen, die Gedichte, die Erzählungen, die einzelnen Gedanken haben zum Mittelpunkte das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi.

Man darf nur auf Fouque's Wollen und Wallen, und den Weihnachtsabend von demselben, auch Heilmanns ungemein schönes Gedicht; Sanct Johannis letztes Wort, auch des Grafen von Loeben zarte Erzählung, auf die Folge geistreicher Briefe über Glaubensansichten von Fanny Tarnow, hinweisen und auf so manches andere innige Lied, und so viele nicht weniger schöne Darstellungen und Betrachtungen.

Möge das Buch für recht viele Leser eine Morgenröthe werden, und sie selbst sich durch eine Reihe von Fortsetzungen in gleichem Geiste verlängern!

Nachlese, gehalten auf guten und reichen Feldern. 12 Gr.

Lehrgedichte, Fabeln, Balladen und Romanzen, Lieder des Frohsinns und der Geselligkeit, Sinngedichte und unterhaltende Erzählungen in Prosa, machen den Inhalt dieses Bändchens aus, das uns in die Gesellschaft vieler der größten Geister Deutschlands führt, als Göthe, Schiller, Collin, Körner, Jung (Stilling) und viele andere haben ihre Blumen zu diesem Kranze gegeben, und wir wüßten Freunden und Freundinnen einer nützlichen unterhaltenden Lektüre kaum etwas besseres als dieses Schriftchen zu empfehlen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strauß, Friedrich,

Glockentöne Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen

Bd.: 3

Elberfeld (1819)

P.o.germ. 1426 sa-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120903-2